SÜHNEKREUZE *bei Kraftshof in Franken*

Friedrich Morton

Das vorgeschichtliche Hallstatt

Ein Überblick über den derzeitigen Stand unserer Kenntnisse

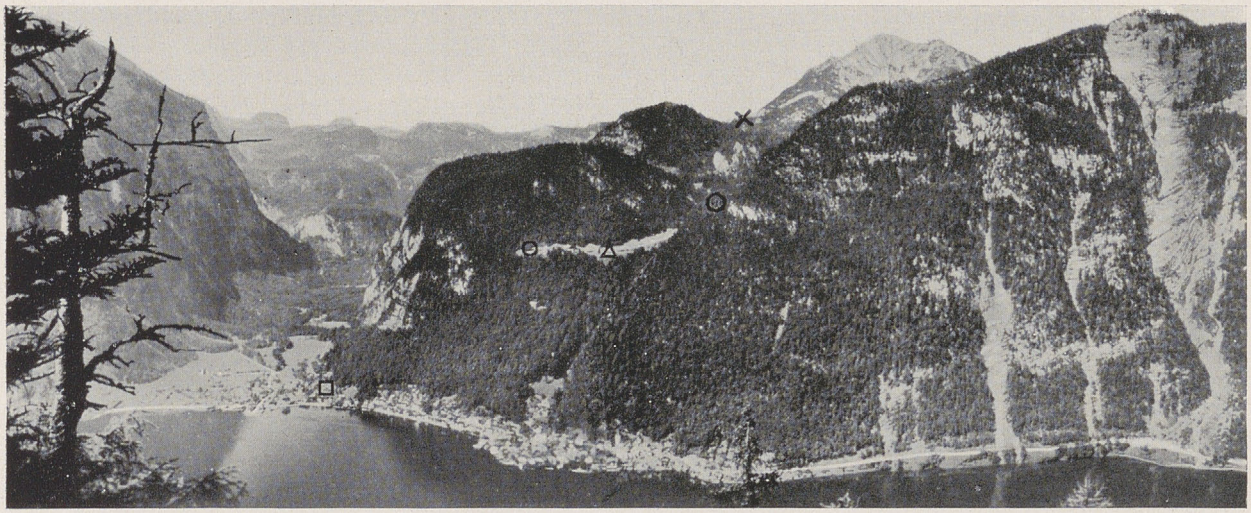
Im innersten Winkel des Salzkammergutes liegt der Ort Hallstatt. Die räumlichen Verhältnisse sind außerordentlich ungünstige. Die Berge des Dachsteinnordabfalles, der Plassenstock mit seinen Vorbergen und der hohe Sarstein liegen hart am See. Die Steilwände erheben sich unmittelbar aus dem Wasser. Der See mit seinen Trogwänden setzt der Raumbeherrschung größte Hindernisse entgegen. Auch die Zugänge sind sehr ungünstig. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es von Steeg nach Hallstatt und um das Südende des Sees herum nur einen Saumpfad. Die Koppenschlucht als Zugang aus dem Steierischen besitzt noch heute keine Fahrstraße. Der Siedlungsraum ist außerordentlich klein. Ein Teil der Seestraße, die erst 1891 fertiggestellt wurde, ruht auf Piloten, und die Häuser müssen den Felshang hinaufklettern. Nichtsdestoweniger war Hallstatt schon in vorgeschichtlicher Zeit Schauplatz ausgedehnter menschlicher Tätigkeit.

Zweifellos lebte bereits der jungsteinzeitliche Mensch in Hallstatt. Und ebenso sicher ist es, daß die Hallstätter Salzlager ihn hierhergezogen hatten. Wenn wir die neolithischen Funde in einer Karte zusammentragen, so sehen wir, daß sie alle in mehr oder weniger unmittelbarer Nähe der Salzlagerstätte liegen, während weit herum alles fundleer ist. So wurden Steinbeile u. a. gefunden bei der „Werflinger Wand" am Südende des Sees, beim „Wehrgraben", beim Öttlingbühel (neben der Eisenbahnhaltestelle), in der Ortschaft Winkl und auf dem Salzberge. Dort wurde im vorigen Jahrhundert eine sehr schöne Serpentinaxt und ein langer Serpentinkeil gehoben. Die allerletzten Jahre brachten eine kleine Flachaxt aus Hornblendeschiefer vom Grabfelde und (1935) eine Serpentinaxt von der Turmkuppe. Bei der Grabung im Bereiche des neuen Grabfeldes wurden 1939 mehrere bearbeitete Feuersteine gefunden. Es ist vollkommen sicher, daß noch viele neolithische Steinwerkzeuge in der Erde ruhen und daß das Salzlager mit dem Aufenthalt des jungsteinzeitlichen Menschen in Verbindung zu bringen ist. Scherben und andere Siedlungsreste aus dieser Zeit konnten bisher freilich nicht gefunden werden.

Dasselbe gilt für die Bronzezeit. Auch für diese Kulturperiode haben wir eine Reihe von Streufunden. In Winkl, im Friedlfeld in der Lahn, auf dem Salzberge und auf dem Tandelbühel in Salzbergnähe wurden Absatzbeile, Lappen- und Tüllenäxte gefunden. Erst kürzlich gab uns der Tandelbühel wieder einen Fund, eine schöne Lappenaxt. Sehr bemerkenswert ist das aus der jüngeren Bronzezeit stammende Schwert vom Däumelkogelanger, das in 1800 m Höhe auf dem Dachsteinplateau gefunden wurde und beweist, daß der Mensch der Vorzeit die Höhe nicht scheute. — Auch für die Bronzezeit können wir jedoch bisher eine dauernde Besiedlung nicht nachweisen.

Wesentlich anders wird die Sachlage in der älteren Eisenzeit oder Hallstattzeit. Salzbergbau setzt ein. Die vorgeschichtlichen Salzgruben können an vielen Stellen des Salzberges, so beispielsweise im Appoldwerke und im Grünerwerke nachgewiesen werden. Im Appoldwerke wurden 1879—1880 u. a. Werkhölzer, Axtstiele, Schafwollgewebe und zwei schöne Salzkörbe aus Fell gefunden. Das Grünerwerk brachte uns im Jahre 1925 die erste völlig unversehrte Fackel und im Jahre 1939 wurde in der Landsteiner Kehr der dritte Salztragkorb entdeckt. Wir wissen, daß der Vortrieb durch Lappenpickel aus Bronze erfolgte. In der Grube erhalten sich nur die dazugehörenden Axtstiele. Bronze wird aufgelöst und führt zur Bildung von Grünsalz.

Im Jahre 1938 wurden als Streufunde im Grabfelde zwei Spitzen von Bronzepickeln gefunden, die einen sechseckigen Querschnitt aufweisen. Die losgebrochenen Stücke von Steinsalz kamen mit Hilfe schön gearbeiteter Holzschaufeln in Fellkörbe, die aus je einem Stück zusammengenähten, naturbelassenen Rindsfelles bestanden. Holzstäbe gaben die nötige Stütze. Zur Verstärkung war oben ein Fellstück aufgelegt, und mit Hilfe von sechs bis acht quer durchgeflochtenen Riemen festgehalten. Das Grubengeleuchte bestand aus Leuchtspänen und Fackeln. Die Leuchtspäne waren aus Fichten- oder Tannenholz und liegen heute (in herabgebranntem Zustande) in unzählbarer Menge im „Heidengebirge". Die Fackeln bestanden aus einer größeren Zahl von Spaltstäben, die fast 1 m lang waren und durch zwei verschiebbare Ringe aus Lindenbast zusammengehalten wurden. Über die Art der Wetterführung ist uns nichts bekannt. Sicher reichte sie an die heutige nicht heran. Über die Nahrung des damaligen Grubenarbeiters sind wir gut unterrichtet. Zu wiederholten Malen fand ich im Heidengebirge ganze Nester von



BLICK AUF HALLSTATT vom Grubberge. × Dammwiese, △ neues Grabfeld, ○ altes Grabfeld, □ römische Siedlung

Exkrementen der vorgeschichtlichen Bergarbeiter. Die mikroskopische Untersuchung ergab ausschließlich Hüllspelzen von Hirse, Gerste und Saubohnen. Es wurde also fast ausschließlich ein Brei aus diesen drei Bestandteilen verzehrt. Außerdem wurden auch Schalen halbwilder Äpfel nachgewiesen. Die Bekleidung bestand aus Fellen und grobem Schafwollgewebe. Wir kennen Reste von Fellwickelgamaschen und Fellhauben und ganz grobes, ein- und zweifärbiges Schafwollgewebe. Auch ein Schuhrest wurde gefunden. Es ist ein Schlapfen, wie er auch heute noch getragen wird.

Geben die Grubenfunde ein gutes Bild von den Verhältnissen unter Tag, so sieht es bezüglich der dazugehörenden Siedlung wesentlich ungünstiger aus. Im Jahre 1877 wurde durch einen Abrutsch beim Maria-Theresia-Stollen (892 m), jedoch am jenseitigen Ufer des Sagbaches, ein vorgeschichtlicher Blockhausbau freigelegt. Leider wurde dieser nicht ganz gehoben und aufgestellt. Vielmehr wurden nur zwei Ecken abgeschnitten und in Wien und Hallstatt aufgestellt. Es ist dies um so bedauerlicher, als dieses Blockhaus das Einzige ist, was bisher über die Siedlung der Hallstattzeit gefunden werden konnte. Das Haus war von 1—1,5 m Schutt und 0,6 m Ton mit Schutt bedeckt. Der Bau war viereckig und bestand aus übereinandergelegten Balken, die 0,2 m stark und 4,6 m lang waren. Drei Wände waren bei der Freilegung 1,6 m hoch, die vierte hatte eine Höhe von 2 m. Auf dem Boden dieses Blockhauses lagen u. a. ein gegerbtes Lederstück, Wetzsteine, Topfscherben, zwei Schaufeln, ein Sprudler, ein Messergriff aus verziertem Bein und ein Palstab, der einen Überzug aus Covellin (CuS) hatte. Es ist ohne weiteres denkbar, daß im Zuge der Grabungen der nächsten Jahre weitere Reste der hallstattzeitlichen Siedlung gefunden werden.

Das zum hallstattzeitlichen Bergbau gehörende Grabfeld befand sich am unteren Ende des Salzbergtales im Bereiche jenes Geländes, das den Hang des Siegkogels hinaufzieht. Die Entdeckung dieses Grabfeldes fällt in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Die große Grabung dauerte von 1846 bis 1864. Doch wurden die Ausgrabungen bis zum Ende dieses Jahrhunderts fortgesetzt. Die Gräber waren teils Skelettgräber, teils Brandgräber. Leider wurden die Skelette weggeworfen, so daß unersetzliches rassisches Gut verlorenging! Die Skelette eines ganzen Volkes hätten uns zur Verfügung gestanden! Auch die Photographie zog man überhaupt nicht heran, so daß wir auf Zeichnungen und Aquarelle angewiesen sind. Der größte Teil der Beigaben befindet sich im Wiener Naturhistorischen Staatsmuseum.

Nach diesen Grabungen, die um die Jahrhundertwende ihren Abschluß fanden, galt das Hallstätter Salzbergtal als erschöpft. Jedoch sprachen mancherlei Überlegungen dafür, daß noch viel vorgeschichtliches Kulturgut unter der Erde liege. In den Jahren 1925 und 1926 führte ich kleine Versuchsgrabungen auf dem Turmkogel durch. Diese Erhebung, die am Ende des Salzbergtales steht, wird heute vom Rudolfsturme gekrönt. Die Möglichkeit, von dieser hohen Warte aus sowohl den Hallstätter See und die Obertrauner Ebene als auch den ganzen Salzberg zu überblicken, hat dem Turmkogel auch in vorgeschichtlicher Zeit eine überragende Bedeutung gesichert. Auf dem Nordhange des Kogels fand ich in großer Menge Scherben aus der Frühlatènezeit. Die seinerzeit zweifellos vorhanden gewesene Turmsiedlung bzw. die Wachthäuser sind durch den Turmbau von 1284 vernichtet und überdeckt worden.

SALZBERGTAL unteres Ende mit Rudolfturm. Bei ○○ altes Grabfeld. Links unten: Lahn und Südteil des Sees. Hinten Randberge des Dachsteinstockes

Vor einigen Jahren wurde durch das Wiesengelände, das an das alte, hallstattzeitliche Grabfeld anschließt, ein Weg geführt. Dabei wurden 2—3 Gräber angeschnitten, leider ohne gemeldet zu werden. Die Knochen erlitten starke Beschädigungen und ein Teil der Grabbeigaben verschwand. So außerordentlich bedauerlich dieser Vorfall ist, so gut waren die Folgen! Es lag nahe, dieses Gebiet, das unbegreiflicherweise, aber zum Nutzen der vorgeschichtlichen Wissenschaft seinerzeit nicht berührt worden war, näher zu untersuchen. So wurde also im Spätherbste des Jahres 1937 eine kleine Versuchsgrabung durchgeführt und im Jahre 1938 von Juni bis Ende November gegraben. Diese Grabung brachte einen vollen Erfolg. Es wurden insgesamt dreißig Gräber freigelegt, die dem 4. Jahrhundert v. d. Ztr. angehören, also bereits der Latènezeit. Die Grabung wird talaufwärts zu im Jahre 1939 fortgesetzt.

Schon heute aber können auf Grund der bisherigen Grabung verschiedene Mitteilungen gemacht werden. Die Gräber sind durchweg Skelettgräber. Die Skelette liegen alle auf dem Rücken. Nur eines hatte Bauchlage. Die Brustwirbel wiesen hier starke Zerstörungen durch Knochentuberkulose oder Krebs auf, der Mensch hatte sicher seine letzten Lebensjahre in Bauchlage zugebracht. Die Lage der Skelette läßt die Bevorzugung einer Himmelsrichtung nicht erkennen. In den meisten Fällen liegt über dem Skelette eine Steinpackung, darüber sogleich der Rasen. Die schweren Steine bewirkten, daß die Skelette stark zerdrückt sind. Neben Einzelgräbern gibt es Doppelgräber. Auch scheinen Nachbestattungen unmittelbar über alten Beisetzungen vorgekommen zu sein. Ungefähr ein Sechstel der Gräber hatte keine Beigaben. Ihre Anordnung läßt vermuten, daß die Besitzverhältnisse bzw. eine allenfalls vorhanden gewesene soziale Schichtung für die Grabstelle maßgebend waren.

Die Beigaben (s. S. 190) bestehen aus verschiedenen Werkstoffen, aus Eisen, Bronze, Glas, Bernstein und Ton. Armringe und Fibeln und Fingerringe wurden aus Bronze gefertigt, ebenso auch die zwei schönen Ösenhalsringe. Die Fibeln sind zum Teil sehr fein gearbeitete Tierkopffibeln. Der alpenländische Typus überwiegt. Bronze wurde ferner zu einem Schmuck (Gewandschließe) verwandt, der aus einem langen, feinen Kettchen und je einer kleinen Fibel an den Enden besteht. Aus Eisen sind mehrere Ringe und ein Dolch hergestellt, dessen Nieten jedoch aus Bronze bestehen. Dazu kommen noch verschiedene Eisenmesser, darunter ein großes Hiebmesser und ein Rasiermesser, das von zwei verzierten Beinschalen gefaßt wird. Glas ist durch mehrere kleine, blaue Perlen vertreten. Aus Bernstein besteht eine Halskette mit vielen Perlen. Den größten Anhänger bildet eine Scheibe von annähernd 4 cm Durchmesser, die außen von einem Bronzereif gefaßt ist. Die Keramik ist sehr schwach vertreten. In vielen Gräbern fehlt sie überhaupt vollständig. Dafür aber befand sich im Grabe 20—1938 über der Steinpackung eine Schnabelkanne in Bruchstücken. Auch das Nachbargrab 21—1938 beherbergte eine Schnabelkanne. Beide wurden bereits wieder zusammengesetzt und gehören zu den Zierden der vorgeschichtlichen Sammlung. Die

eine ist hoch und schlank geformt, die zweite unter dem Halse von mehr bauchiger Gestalt.

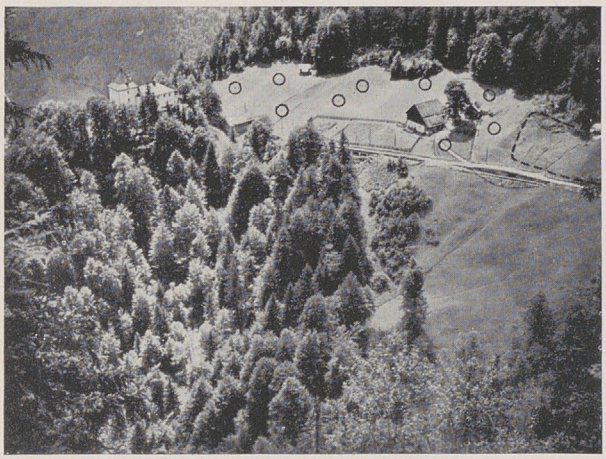
Unter den Streufunden im Bereiche dieses Grabfeldes sind zu nennen: Beinnadeln aus Hasenknochen, Klauen vom Luchs, Spitzen von Bronzepickeln, verzierte Beinschalen, Fingerringe aus Bronze, bearbeitete Feuersteine.

Durch die Auffindung dieses Gräberfeldes, das sich höchstwahrscheinlich noch bergwärts (talaufwärts) fortsetzen dürfte, ist nunmehr auch die ältere Latènezeit reichlich belegt. Dasselbe ergaben übrigens auch die Scherbenfunde auf dem Turmkogel.

Das Grabfeldgebiet liegt ungefähr zwischen 840 und 870 m, der dazu gehörende Bergbau etwas höher oben. Beispielsweise beträgt die Höhe des Josefsstollens 870 m. Der vorgeschichtliche Betrieb ist aber noch viel höher hinaufgeklettert! Zwischen dem Lahngangkogel und dem Solingerkogel zieht von Südwesten nach Nordosten das moorige Gebiet der Dammwiese, die bei der Dammalm ihre höchste Erhebung (1370 m) erreicht. Wir gelangen auf die Dammwiese am besten, wenn wir vom Salzberge zum Steinbergstollen hinaufsteigen und dann dem Rinnwerk folgen, das vom hohen Wasserstollen herunterkommt. Kurze Zeit nach dem Steinbergstollen wird das Gelände sumpfig. Wir stehen am nordöstlichen Ende der Dammwiese. Ein kleiner Pfad führt nunmehr über den Nordosthang der Dammwiese zur Dammalm empor. Hier oben liegt ein kleines Torfmoor und unter diesem eine vorgeschichtliche Betriebsstätte. In den Jahren 1887—1889 und 1889—1890 wurden hier Grabungen durchgeführt. Dabei wurden 2111 m² freigelegt. Eine verwirrende Fülle von Rinnwerken, Knüppelwegen, Bretterböden, Bassins mit Flechtwerkeinfassung kam dabei zum Vorschein. Leider wurde auch hier nicht photographiert und nichts aufgestellt, im Gegenteil die ganzen Holzkonstruktionen wieder mit Erde verschüttet. So brachte auch diese Grabung nicht den Erfolg, den sie leicht hätte bringen können.

Vor einigen Jahren (1930) entnahm ich im obersten Teile der Dammwiese mit einem Torfbohrer Torfproben, die von Rudolph pollenanalytisch untersucht wurden. Diese Untersuchung ergab, daß zur Zeit des Dammwiesenbetriebes, also im letzten Jahrhundert vor der Zeitwende, das Klima nicht wesentlich von dem heutigen verschieden war. Im Jahre 1936 begann ich dann auf der Dammwiese, und zwar unmittelbar anschließend an die alte Grabung mit einer eigenen kleinen Grabung. Diese wurde über den Sommer des Jahres 1937 fortgesetzt. Dabei konnte ein Rinnwerk aus behauenen Brettern freigelegt werden. Diese Rinnen führten zu Bottichen ebenfalls aus behauenen Brettern. Allem Anscheine nach wurde etwas gefaßt, zugeleitet und in Behältnissen gesammelt bzw. geklärt. Unweit der Grabungsstelle befindet sich eine ganz kleine Solequelle. Die chemische Analyse ergab, daß diese Quelle in einem Liter 127 g Chloride enthielt. Früher können mehr und stärkere Quellen geflossen sein. Der Gedanke liegt also nahe, an eine Solesiedung zu denken. Dafür würden auch die Haufen von Kalksteinen sprechen, die starke Einwirkung von Hitze erkennen lassen. Schließlich wären in diesem Sinne auch zwei Typen von Graphittongefäßen zu deuten, die dort vorkommen. Der eine Typ umfaßt hohe, sehr stark-

DIE TURMKUPPE *rechts Grabfeld, links See und Lahn*



SALZBERGTAL unterer Teil vom Kreuzberg aus. Links Rudolfturm und Südteil des Sees. Bei ○○ altes Grabfeld; bei ——— Grabung 1938

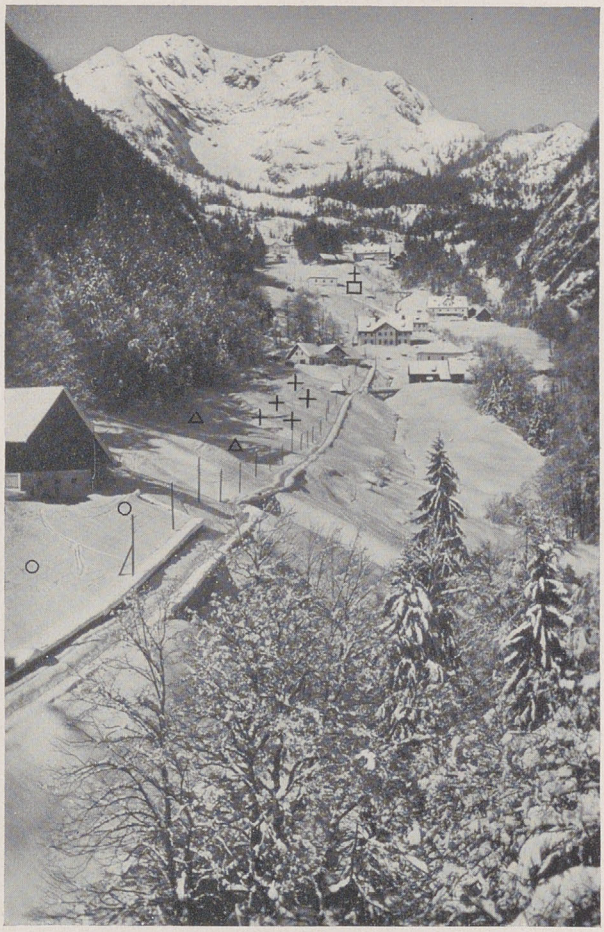
wandige Gefäße, der zweite hat halbrunde Gefäßböden mit einem senkrechten Stutzen und zwei kleinen Henkeln. Diese wurden vielleicht unmittelbar auf die Glut gestellt. Die in damaligen Grabungsberichten genannten Haufen von rundlichen Kalksteinen mit starken Hitzespuren sah ich nicht. Doch kamen bei meiner Grabung größere Kalksteine zum Vorschein, die in konzentrischen Schichten die Brennung erkennen ließen.

Unter den Funden spielt die Keramik die Hauptrolle. Es handelt sich fast ausschließlich um glatte Graphittonware oder solche mit Kammstrich. Die Vielgestaltigkeit der Gefäßformen ist groß. Eine Reihe von Gefäßen konnte vollständig zusammengesetzt werden. Darunter befinden sich Gefäße, die eigentlich ohne Parallele dastehen. Die Gefäßscherben wurden auf ihre Magerungsmittel hin von Universitätsprofessor Köhler in Wien ebenso untersucht wie die mineralogischen Funde (Wetzsteine u. a.). Darüber wird in der abschließenden Arbeit berichtet werden. Über die Herkunft des Graphits läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Wahrscheinlich wurden die Graphitvorkommen in der Passauer Gegend verwertet.

Unter den sonstigen Funden stehen die Holzgegenstände an erster Stelle. Es fanden sich Lappenaxtstiele, die zu eisernen Lappenäxten gehörten. Auch der Stiel zu einer eisernen Tüllenaxt wurde gefunden. Ferner gab es Bruchstücke von Schaufeln und Gefäßen. Erwähnenswert sind zwei Gebilde, die wie große Wäscheklammern aussehen. Ihr Zweck ist unbekannt. Auch mehrere kleine Perlen aus blauem Glase lagen im Letten.

Zu den größten Überraschungen gehörte die Auffindung eines Stollens, der sich gegen den Lahngangkogel zu erstreckt. Die ersten Meter verliefen nahezu waagrecht. Sie befanden sich in einem ausgezeichneten Erhaltungszustande. Die Querjoche waren eingebrochen, aber die Hölzer der Stempelverzimmerung und der Boden, der aus starken Schwartlingen bestand, waren vollzählig vorhanden. Auf dem Boden des Stollens und in dem Letten und Torf, die den Stollen ausfüllten und überdeckten, befanden sich viele herabgebrannte Leuchtspäne. Außerdem lagen im Stollenbereiche viele Graphittonscherben und ein sehr gut erhaltener Schädel, der den Typus des Urrindes vertritt. Der waagrechte Teil des Stollens wurde vollständig gehoben und im Museum aufgestellt. Auch die vor dem Stollen gelegene Mundlochhütte (ohne Dach) wurde aufgestellt. Durch diesen Stollen ist nunmehr erwiesen, daß auf der Dammwiese Bergbau betrieben wurde. — Stark vertreten sind auch tierische Knochen, u. a. vom Urrind, Schwein, Hausrind, Hund, Alpensteinbock, Capra ibex, Capra prisca, Edelhirsch und Pferd.

Die in nächster Zeit beabsichtigte Freilegung des Dammwiesengeländes durch das Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP. wird zweifellos äußerst wichtige Ergebnisse bringen. Insbesondere ist zu

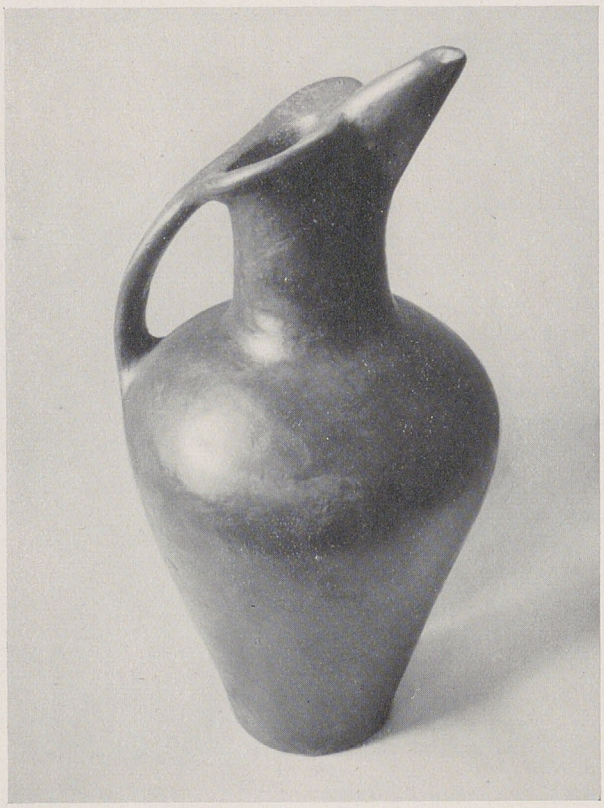


DER SALZBERG vom Turmkogel aus. Bei ○○ oberer Teil des alten Grabfeldes; bei △ neues Grabfeld; bei +++ vermutliche Fortsetzung dieses Grabfeldes (Grabungsgelände 1939); bei ⍚ Josefstollen (Grünerwerk)

1

2

3

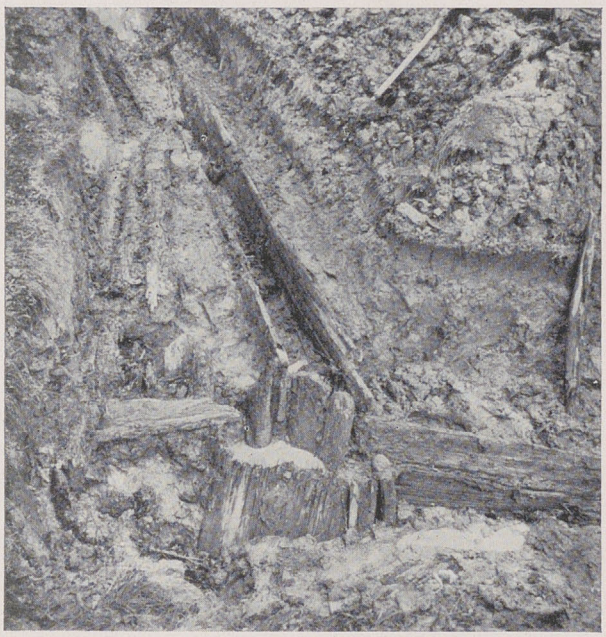


4

FUNDE aus dem neuen Gräberfeld von Hallstatt. *Ausgrabung 1938*

erwarten, daß bei gleichzeitiger Freilegung eines größeren Teiles der Holzkonstruktionen ein Urteil über den Zweck dieser Betriebsstätte möglich sein wird. Ebenso verspricht die weitere Verfolgung des Stollens, der bergwärts zu ein starkes Gefälle bekommt, interessante Aufschlüsse. Auch die Keramik wird noch vielerlei Überraschungen bringen. Die Betriebsstätte dürfte wesentlich größere Ausmaße haben als bisher angenommen wurde.

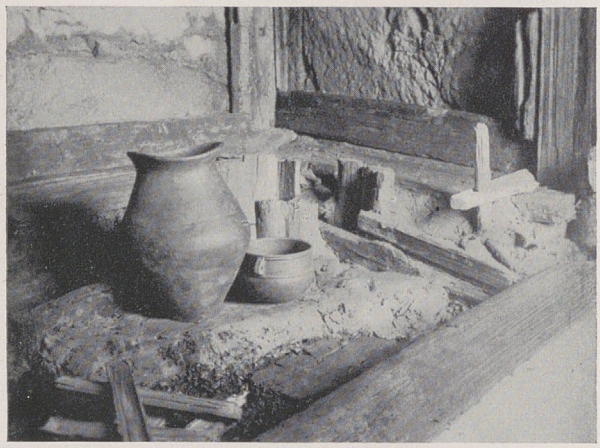
Diese Betriebsstätte auf der Dammwiese bestand im letzten Jahrhundert vor der Zeitwende, hat aber sicher auch in das 1. Jahrhundert



RINNWERK UND BOTTICH *auf der Dammwiese*

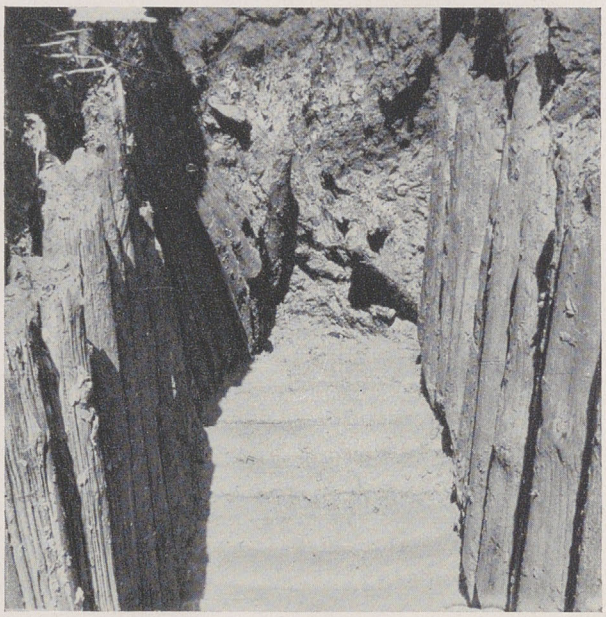
u. Ztr. hineingereicht. Daher ist sie sicher mit den ersten Jahrzehnten der römischen Siedlung in Hallstatt zusammengefallen. Auf Grund der bisherigen Kenntnisse siedelten die Römer in der Lahn bei Hallstatt und zwar im Bereiche jener (heutigen) Wiesengründe, die sich am Fuße der Echernwand hinziehen und über die der Echerntalweg geht. Die Römer kamen ungefähr um 50 u. Ztr. und blieben bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts. Im vorigen Jahrhundert wurden hier Grabungen durchgeführt, die die Grundmauern mehrerer größerer Gebäude freilegten. Heizanlagen, Skelettgräber, Münzen, Terra sigillata, Glasbruchstücke und Eisenwerkzeuge wurden gefunden. Auch bei Hausbauten in den allerletzten Jahren kamen Terra sigillata-Scherben in größerer Zahl zum Vorschein. Gerade ihre Reichhaltigkeit läßt in Verbindung mit einer Goldfibel, mit Fensterscheiben u. a. auf eine gewisse Wohlhabenheit schließen.

Leider können wir heute die Frage noch nicht beantworten, ob sich die Römer des Salzes halber

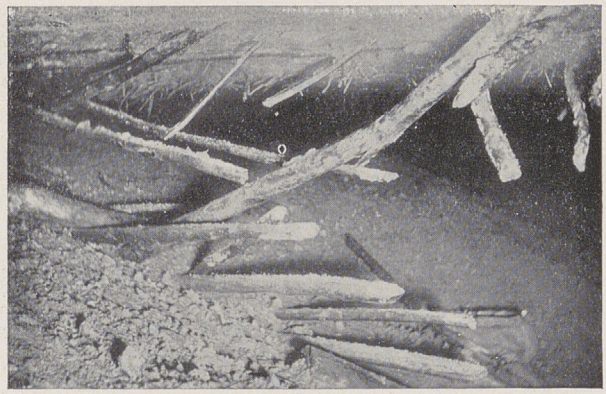


REKONSTRUKTION DER VERZIMMERUNG
Dammwiese

in Hallstatt festsetzten, obzwar eine andere Ursache nicht gut denkbar ist. Positive Beweise für die Anwesenheit der Römer auf dem Salzberge konnte ich bisher nicht entdecken. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß leider besonders Streufunde mit Vorliebe verschwiegen werden! Gerade dieser Tage erfuhr ich, daß in einer Wiese des Salzberges unweit des Josefsstollens, also in einem der wichtigsten vorgeschichtlichen Bergbauhorizonte, römische Münzen gefunden wurden! Sollte sich diese Nachricht bewahrheiten, so wäre sie von außerordentlicher Bedeutung. Auch unten, an der Seestraße, also dort, wo bisher noch nie römische Funde beobachtet werden konnten, kam von 2 Jahren ein Fund zutage, der leider nicht gemeldet wurde. Das Stück ist unauffindbar. Es handelt sich um ein halbmondförmiges Legions-



STOLLEN VOR DER DAMMWIESE. Einziger erhaltener Bergwerksstollen aus dem 1. Jhdt. v. d. Ztr.



VORGESCHICHTLICHE SALZGRUBE. Inneres mit Resten der Verzimmerung und Fackeln

zeichen aus Bronze (nach der primitiven Beschreibung), das Reiter in getriebener Arbeit und ein Spruchband aufwies.

Der Hallstätter Salzberg umfaßt also Belege von der Jüngeren Steinzeit bis hin zur römischen Zeit. Man kann annehmen, daß der Salzbergbau bzw. die Quellsolenversiedung von der Hallstattzeit angefangen bis zur Völkerwanderungszeit betrieben wurde. Die nächsten Jahre werden viele, derzeit noch offene Fragen einer Beantwortung zuführen. Insbesondere sind zu erwarten:

Die weitere Freilegung des Grabfeldes aus dem 4. Jahrhundert v. d. Ztr.

Der Übergang dieses Grabfeldes in das Grabfeld der nächsten Jahrhunderte.

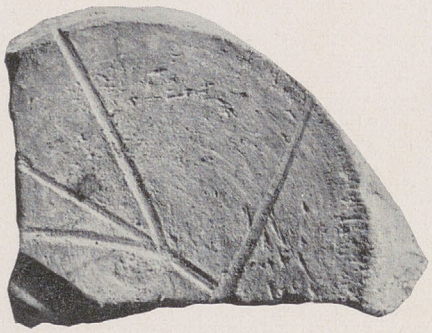
Die Lösung der Frage, ob auf der Dammwiese tatsächlich Sole versotten wurde oder ob diese Betriebsstätte einem anderen Zwecke diente.

Die weitere Verfolgung des Stollens auf der Dammwiese.

Die Auffindung der hallstattzeitlichen bzw. späteren Siedlungsstätte.

Die Auffindung der Siedlung der Dammwiesenleute.

Die Auffindung einwandfreier Beweise für die Anwesenheit der Römer im Salzberggebiete.



LEBENSBAUMDARSTELLUNG auf einem Graphittongefäß von der Dammwiese

Aber auch der heutige Stand unseres Wissens zeigt uns schon, daß Hallstatt zu den wertvollsten Kulturstätten des Großdeutschen Reiches gehört und uns noch bedeutende Beiträge zur Kultur unserer Vorfahren geben wird!

Seit der Heimkehr der Ostmark in das Deutsche Reich kann mit ganz anderem Kräfteeinsatz an diese hochbedeutsame Arbeit herangetreten werden!

Das ist es immer, was uns aufs Neue die Kraft gibt, selbst in den schwersten Sorgen durchzuhalten und richtig zu steuern: diese unerhörte Liebe zum Volke und zum Vaterland.

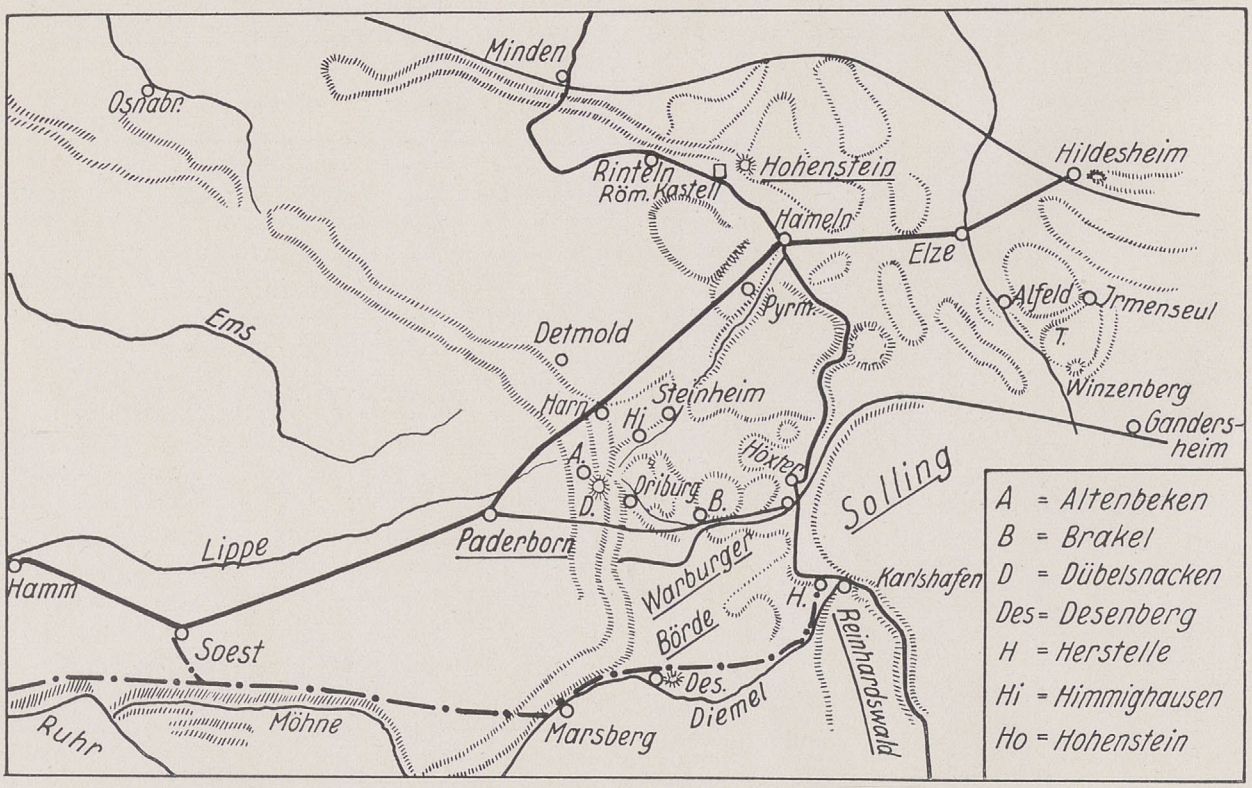
Hermann Göring

Wilhelm Müller

Der Hohenstein im Süntel – das Donarheiligtum der Cherusker?

In meiner Schrift „Teutoburg, Irminsul und Siegfriedfrage“ (Fritz Fink-Verlag Weimar 1937) habe ich auch die große Schlacht bei Idistaviso behandelt, deren Schauplatz ich mit Friedrich Knoke nicht an der Porta, sondern gegenüber von Rinteln in der Gegend Eisbergen-Todenmann annehme, auch wenn ich Knoke weder in gewissen Einzelheiten noch im Verlauf der auf sie folgenden Operationen beipflichten kann. Aber Knoke hat m. E. richtig erkannt, daß die ganze Beschreibung des Tacitus keinesfalls auf die Landschaft nördlich der Porta: die an das Wesergebirge sich anlehnende große norddeutsche Tiefebene paßt, sondern auf das südöstlich von Minden sich erstreckende Gelände bei Rinteln, da das Idistavisofeld in Annalen II, 16 als eine Ebene beschrieben wird, die sich zwischen den Bergen und der Weser in ungleichmäßiger Breite hinzieht, je nachdem die Windungen des Flusses oder die Vorsprünge der Berge sie einengen. Nimmt man aber die Karte zur Hand, so erkennt man, daß auf diese Beschreibung in der Tat wohl keine andere Gegend besser als die genannte paßt, was auch Emil Sadée in seinem trefflichen, auch heute noch lesenswertem Werke „Römer und Germanen“ mit Recht hervorhebt.

Diese Ansetzung läßt zugleich die geniale Feldherrnbegabung Armins erkennen. Es lag nicht an ihm, daß die erste große Feldschlacht des Jahres 16 gegen das 100000 Mann-Heer seines Gegners verloren ging, sondern außer an der Vorsicht des römischen Feldherrn vor allem an der Disziplinlosigkeit der Cherusker, die in verdeckter Flankenstellung in den Waldbergen versteckt, erst losschlagen sollten, wenn das feindliche Heer im vollen Kampf mit dem anderen germanischen Flügel begriffen war, um dann die Römer durch gewaltigen Flankenstoß in die Weser zu werfen. Aber durch das voreilige Losbrechen der Cherusker wurde der kluge Schlachtplan Armins durchkreuzt, so daß es wider Erwarten schnell zu einer völligen Aufrollung des cheruskischen Flügels durch die römische Reiterei und einer rettungslosen Verwirrung auf germanischer



DIE LAGE DES HOHENSTEINS *im Rahmen des Cheruskerlandes*

DER HOHENSTEIN *am Süntel*

Seite kam, an der der Heldenmut ihres Führers nichts mehr zu ändern vermochte. Daß die zweifellos empfindliche und verlustreiche Niederlage gleichwohl keine entscheidende wurde, die Germanen sich vielmehr zu erneutem und heroischem Widerstand erhoben, muß als die wohl größte Tat Armins bewertet werden.

Für die Ansetzung von Idistaviso gegenüber von Rinteln und meine Annahme über die Verfolgung und den weiteren Vormarsch der Römer sprechen aber noch vier weitere Argumente, die Knoke teils unbekannt blieben, teils von ihm nicht richtig erkannt wurden. Es ist einmal der um 1825 und 1855 erfolgte Fund zahlreicher Münzen des Augustus und Tiberius zwischen Petzen und Bückeburg, am Paß von Kleinenbremen, sowie unter der Luhdener Klippe, und eine uralte, offensichtlich aus dem Heidentum stammende, aber christlich umgewandelte Sage über einen heftigen Kampf zwischen dem Papen (Pfaffen) und dem Dübel, die sich an den unmittelbar am Paß von Kleinenbremen erhebenden Papenbrink knüpft — denselben Paß, der höchstwahrscheinlich bei der von Tacitus erwähnten Umgehung der germanischen Stellung durch die römische Reiterei eine entscheidende Rolle gespielt hat — und die in folgenden launigen plattdeutschen Reimen ihren Ausdruck gefunden hat, bei denen man bloß den (römischen) Papen dem Römer, den Dübel dem heidnischen Germanen gleichzusetzen braucht:

„De Pape smet den Düvel
Fix in den deipen Sod;
De Pape freut sik bannig,
De Düvel har vel Not.
Drum näumet man die Stee,
Wo mal de Pape ging,
Un greip sik sinen Düvel,
Upstuns noch Papenbrink."

Für die Richtigkeit meiner Annahme, daß der Rückzug des germanischen Heeres und der römische Vormarsch in der Richtung Hessisch-Oldendorf und Hameln ging, spricht die überraschende Entdeckung eines seiner ganzen Form und Anlage nach mit hoher Wahrscheinlichkeit römischen Kastells auf dem rechten Weserufer östlich von Rinteln (vgl. Novemberheft 1938 des „Germanen-Erbe"), dessen wissenschaftliche Untersuchung bevorsteht. Für die ganze Ansetzung der Idistavisoschlacht kommt aber vor allem der von Tacitus in Annalen II, 12 erwähnte „Hain des Herkules", das große Donarheiligtum, der Sammelpunkt der den Cheruskern verbündeten germanischen Stämme vor der Schlacht in Frage,

dessen ferne Feuer man im Römerlager erkennen konnte.

Dieses große germanische Donarheiligtum kann meiner Überzeugung nach kein anderer Ort gewesen sein, als der majestätische, mit seinen senkrechten, tief zerklüfteten und mit uralten Eiben bestandenen Felswänden wuchtig in die Lande ragende Hohenstein im Süntel, der nach uralter Überlieferung in der Tat eine Hauptstätte altgermanischer Götterverehrung gewesen sein soll, aber erst von mir als jener von Tacitus genannte „Herkuleshain" angesprochen worden ist. Großartig ist der Blick besonders von dem kühn vorspringenden Felsen der Teufelskanzel oder des „Heidenaltars", der früher auch den Namen Trustein führte. Hier soll die Hauptopferstätte gewesen sein und die kleinen roten Nelken ringsum sollen ihre Farbe von dem Blut der Opfertiere tragen, das hier einst rann. Nicht geheuer ist es am Hohenstein, wie das Volk glaubt, und ungern holen die Bauern ihr Holz von dort. Auch die Pferde sind unruhig, solange sie in diesem Revier stehen. Von selbst poltern Stämme und Scheite wieder vom Wagen herunter, und das Bauholz, aus dem schon beim Fällen und Zimmern Funken sprühen, bringt Unsegen und Feuersnot ins Haus!

Die bedeutsamste der Sagen ist aber folgende:

„Einst weidete ein Hirte seine Kühe am Hohenstein. Da bemerkte er plötzlich mitten in seiner Herde einen wundersamen weißen Hirsch mit einem großem schwarzen Horn zwischen dem Geweih, der eine seiner Kühe davonführte. Doch kehrte sie nach einiger Zeit wieder zur Herde zurück. Als sich nach drei Tagen das gleiche wiederholte, wollte der Hirt dem Wunderhirsch folgen. Doch da brauste an dem Felsen, wo dieser verschwunden war, ein Luftstrom hervor. Aus freiem Himmel fuhr ein Blitzstrahl hernieder und zersplitterte unter furchtbarem Donnerschlag einen Baum dicht neben ihm. Der Hirt beschloß nun einen Hirtenknaben mitzunehmen, damit er selber den Hirsch besser verfolgen könnte. Als dieser nach einigen Tagen plötzlich wieder in seiner Herde stand und eine Kuh davonführte, folgte er den Tieren nach und fand die Kuh, wie sie ein schönes weißes Hirschkalb nährte. Als er ärgerlich dieses greifen wollte, trat urplötzlich ein riesenhafter Mann mit langem Bart und Gewand aus dem Dickicht, in der Rechten ein goldenes Schwert, in der Linken ein goldenes Horn haltend. Zornige Feuerblicke schossen aus seinen Augen auf den entsetzten Hirten. Als dieser davonlaufen wollte, rief der Mann ihm ein lautes Halt zu, und wie er dreimal sein Schwert schwang und dreimal in sein Horn stieß, erhob sich ein Sturm, daß die Bäume brachen und die Felsen vom Krachen des Donners erdröhnten und Blitze umherfuhren. Ein Wirbelsturm hob den Hirten empor und beraubte ihn seiner Sinne. Als er wieder erwachte, lag er friedlich bei seiner Herde und erblickte den Hirtenknaben in tiefem Schlaf.

Als er das den Bauern erzählte, wollte es ihm keiner glauben. Gleichwohl folgten sie ihm am folgenden Tage mit Stangen und Heugabeln. Plötzlich gewahrten sie den Hirsch wieder mitten in der Herde und die Bauern wollten nun dem Wundertier zuleibe gehen und einer schoß mit dem Gewehr nach ihm, aber ohne zu treffen. Da erschien im gleichen Augenblick auf der Höhe des Felsens der Alte, blies furchtbar ins Horn, und es begann ein Sturm und Wetter, ein Blitzen und Donnern, ein Krachen und Hageln, als wollte die Welt untergehen. Entsetzt wollten die Bauern fliehen, aber ein gewaltiger Wirbel riß sie in die Lüfte und stürzte sie zerschmettert auf die Felsen. Nur der Hirt blieb mit seiner Herde verschont und am Leben."

So die uralte Sage des Hohensteins. Wer dort einst thronte und wer der Alte war, brauche ich nicht zu sagen. Hier am Hohenstein war wohl auch der Ort der Süntelschlacht vom Jahre 782. Wie einst die germanischen Stämme vor Idistaviso sich im Heiligtum des Donnerers sammelten, so die Sachsen vor der Schlacht gegen die verhaßten Franken. Flurnamen wie „Totental", „Blutbach" und „Dachtelfeld" reden eine deutliche Sprache und lassen daran keinen Zweifel. Es war am Heiligtum Donars.

Ehren wir diese Stätte, indem wir sie schützen und in ihrer Natur unberührt lassen!

Wir sind arm an irdischen Schätzen, aber wir sind reich an herrlichen Menschen.

Robert Ley

Volkmar Kellermann

Bestattungsbräuche und Ahnenglauben der frühen Ostgermanen

Den Totenglauben eines Volkes in schriftloser Zeit zu erkennen, ermöglichen uns die Bodenfunde. In erster Linie sind es die Gräber, die uns Aufschluß geben, ihre Bauart, ihr Inhalt, ihre Lage zueinander und in der Landschaft. Davon soll hier die Rede sein.

Wir wählen als Beispiel ein Volk, bei dem auch sonst durch die mit reichem sinnbildlichem Schmuck gezierten Grabgefäße sich Genaueres über die glaubensmäßigen Grundlagen der Bestattungssitten aussagen läßt: die frühen Ostgermanen.

Die Steinkisten sind die am häufigsten benutzten Gräber dieses Volkes. Sie haben in den zuerst besiedelten Gebieten bis nach Polen hinein rechteckige Form; im weiteren Ausgriffsgebiet verwischt sich dies straff gegliederte Erscheinungsbild und macht vieleckigen bis runden Gräbern Platz. In Schlesien löst sich die alte, aus der skandinavischen Heimat mitgebrachte Form der Steinkiste völlig auf; hier sind sowohl einfache Steinumsetzungen als auch freie Urnengräber anzutreffen. Endlich finden wir hier schon selbständige Brandschüttungen und Brandgruben. — Diese Auflösungserscheinungen erklären sich weniger aus glaubensmäßigen als vielmehr rein entwicklungsmäßigen Ursachen, bedingt durch starke Einflüsse aus dem Kreise der Lausitzer Kultur.

Die Grabkisten, die vorwiegend nord-südlich gerichtet sind, zeigen meist eine Umpackung aus Feldsteinen (Abb. 1 u. 4). Entweder schichtet sich diese gleichmäßig um die Kiste herum, oder aber sie fehlt an einer oder zwei Seiten völlig (Abb. 2). Fast immer ist die Westseite mit Geröllsteinen belegt. An der Südseite finden wir vermutlich nur dann keine Packung, wenn die Kiste noch nicht voll ist, d. h. wenn noch Platz für die Aschengefäße verbrannter weiterer Sippengenossen übrigbleibt. Der Nachschub scheint gerade hier an der Südseite stattgefunden zu haben. Bei einem Gräberfeld von Kommerau, Kr. Schwetz, fiel es dem Ausgräber schon 1887 auf, daß der Südverschlußstein der Kiste nur angelehnt war. Über den Sinn der fehlenden Packung auf der Ostseite läßt sich keine endgültige Entscheidung treffen, wenn man nicht daran denken will, daß der Osten als Richtung des Sonnenaufgangs hier bestimmend war. In den weitaus meisten Fällen bleibt aber die Nordseite ohne Steinpackung. Das stimmt überein mit den Berichten, die uns von einem Totenreich im Norden wissen lassen. Dies nördliche Reich war aber nicht als der ständige Aufenthalt der Verstorbenen gedacht; sie blieben in Wirklichkeit den Lebenden verbunden, wie dies ja auch aus den Zeugnissen wikingerzeitlichen Glaubens hervorgeht.

Gerne hat man auch die Gräber dreieckig gestaltet; entweder in der Weise, daß man der Grabkammer schon von vornherein diese Gestalt gab, oder indem man bei rechteckiger Grabkammer, den Steinumbau nach Süden zu dreieckig in die Länge zog (Abb. 3). Diese Erscheinungsform erinnert stark an die kujawischen Gräber, die wir in derselben Landschaft am Ausgang der Jüngeren Steinzeit, in der Zeit des nordischen Ausgriffs nach Osten finden. Diese wie jene sind Abarten einer rechteckigen Steinkiste; wenn wir weiterhin bedenken, daß im Norden die Steinkiste während der ganzen Bronzezeit benutzt wurde, so erscheint es nicht abwegig, hier einen Zusammenhang zwischen den steinzeitlichen und eisenzeitlichen Formen anzunehmen.

Besonders in der Grenzmark finden sich dann wieder Stein-

ABB. 1. STEINKISTE, geschlossen Fundort Bukowiec Kr. Obornik

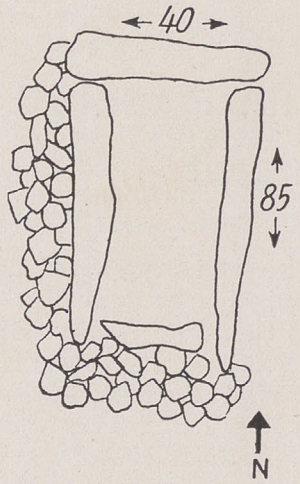


ABB. 2. STEINKISTENGRAB von Ostroschken, Kr. Karthaus

kisten, die nur sehr klein, quadratisch oder stellenweise auch rund gebildet sind. Sie beherbergen, ungleich den älteren aus dem Kerngebiet, nur eine oder zwei Urnen (Abb. 5—7). Auffällig ist hierbei die große Zahl der leeren Grabkistchen auf den ausgedehnten Gräberfeldern des Ausgriffsgebietes. Zur Deutung dieses Zustandes gibt es zwei Möglichkeiten; entweder haben wir es hier mit auf Vorrat angefertigten Kisten zu tun, die nicht mehr gefüllt wurden, oder aber mit Kenotaphen, d. h. Bestattungsräumen, die zum Andenken eines in der Fremde, weit fort vom Heimatland Gefallenen oder Verstorbenen errichtet wurden. Gerade diese zweite Möglichkeit hat viel für sich; wir finden nämlich bei diesen leeren Steinkisten zuweilen Brandstellen in unmittelbarer Nähe, die auf ein Gedenkfeuer schließen lassen (Abb. 8). Diese Brandstellen enthalten nur schwarze fette Erde und Holzkohle, doch weder Scherben noch Leichenbrand. Überreste sowohl von Gedenkfeuern als auch Scheiterhaufenreste mit Spuren von Leichenbrand, finden sich bei fast allen Steinkistengräberfeldern.

Es bleibt uns noch übrig, diejenigen Steinkisten zu betrachten, die mehrräumig sind, aber äußerst selten vorkommen (Abb. 9). Seltsamerweise handelt es sich bei diesen immer um solche, die breiter als lang sind. Ein leerer Vorraum ist durch eine Steinplatte von dem eigentlichen Bestattungsraum abgetrennt. Auch ohne diese Zwischenwand läßt sich die absichtliche Zweiteilung der Grabkiste feststellen: die Aschenurnen und Beigefäße stehen im Norden, der Südteil bleibt leer (Abb. 10—11). Hier wird besonders deutlich, wo wir das Vorbild für die Steinkiste zu suchen haben: es ist das Totenhaus, das nun als Sippenhaus dem Verstorbenen zu einer jenseitigen Heimat wird. Im Ausgriffsgebiet geht dann dieser Gedanke mehr und mehr verloren, wie wir schon aus der Aufgabe der alten rechteckigen Form sahen. So zeigen die Gräber 21/22 von Elsenau, Kr. Schlochau eine Familienbestattung, Erwachsener und Kind, die aber in zwei getrennten, wenn auch durch eine Steinpackung wieder verbundenen Kistchen untergebracht ist (Abb. 12). Auch die Sorgfalt im Aufbau der Steinkiste läßt auf die uralte nordisch-germanische Sitte des Totenhauses schließen; sie ist aus Platten von Sandstein oder Basalt, seltener granitnen, errichtet, an den Ecken sorgfältig mit Feldsteinen verpackt und zuweilen sind auch noch Reste eines Lehmverputzes erhalten. In einigen Fällen finden wir sogar im Inneren eine Pflasterung durch Steinplatten oder wenigstens sind kleinere Steinplatten als Untersatz für Grab- und Beigefäße hineingelegt. —

Die ganze Grabanlage zeigt also grundsätzlich den gleichen Aufbau, wie wir ihn schon aus der Jüngeren Steinzeit von den Großsteingräbern her kennen. — Vergleichen wir hierzu den Bericht vom Grabhaus der Wikingerkönigin Thyra Danebôt in Jellinge, Jütland: Den Mittelpunkt der Bestattung bildete eine Stube von 11 Ellen Länge, 4 Ellen Breite und $2\frac{1}{4}$ Ellen Höhe, aus Eichenbalken gefügt. Die Wände waren mit bemalten Holzschnitzereien verziert und mit Wolle bekleidet. Ein gezimmerter Gang führte aus der Stube heraus. Über der ganzen Anlage war ein Hügel aus Steinen und Erde

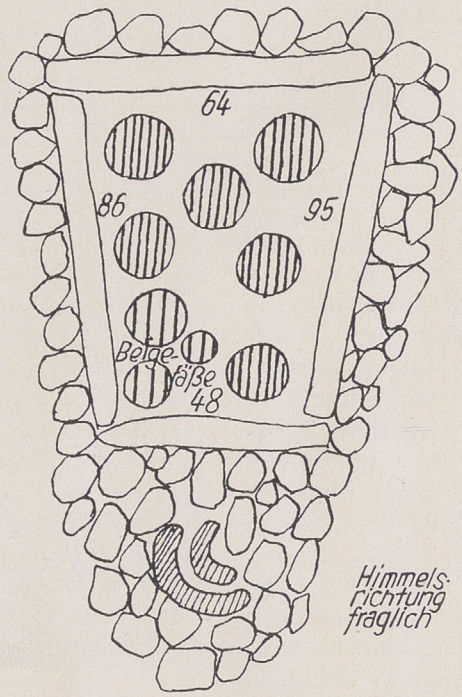


ABB. 3. GRABANLAGE von Niederklanau, Kr. Karthaus

ABB. 4. SIPPENGRAB DER FRÜHEN OSTGERMANEN *Steinkiste, geöffnet. Bukowiec, Kr. Obornik, Posen*

gehäuft, abgedeckt von einer Sandschicht. Auch hier ist die Übereinstimmung mit den Grabbauten der Jungsteinzeit sinnfällig. Der gleiche Gedanke des Totenhauses, das mit dem Diesseits durch einen Gang verbunden bleibt, ist durch die Jahrtausende lebendig.

Eine Ausrichtung der Grabanlage nach bestimmten Himmelsrichtungen scheint nicht eigentlich in Gebrauch gewesen zu sein. Rund die Hälfte aller gefundenen Steinkisten ist in Nord-Südrichtung angelegt. Die andere Hälfte ist Ost-West und Nordost-Südwest gerichtet. Bei den runden Steinkistchen im Ausgriffsgebiet bis nach Schlesien hinein ist es nicht mehr möglich, etwas über die Ausrichtung nach Nord oder Ost festzustellen. Auch die späteren Glockengräber zeigen, wie hier die altüberlieferte Sitte vom Totenhause als Begräbnisstätte der Sippe verlassen wurde. Die Graburne wird durch ein darübergestülptes Vorratsgefäß geschützt und die ganze Anlage mit einer Steinpackung umgeben (Abb. 13—15). In ihrer Anzahl stehen die Glockengräber weit hinter den Steinkisten zurück und beschränken sich meist auf das posensche Land und Schlesien.

Alle diese Gräber, besonders aber die Steinkisten, müssen eine nach außen sichtbare Kennzeichnung getragen haben. Die ältesten Kisten sind gerne in bronzezeitlich-germanische Grabhügel als Nachbestattungen eingebaut; es finden sich aber hier und dort auch Grabhügel, die über Steinkisten errichtet wurden, besonders in der masurgermanischen Kultur. Meist wurden für die Gräber aber kleine, einzeln liegende Kuppen in der Nähe eines Wasserlaufes, Teiches oder Sees gewählt und hier der Osthang bevorzugt. Diese Gräberhügel liegen oft an Stellen, die auch heute noch einen Kirchhof tragen. Stehen mehrere Hügel zur Verfügung, so wird der höchste bevorzugt und auf dem Hügel selbst wieder die Nord- oder Ostseite. Hier ist also das gleiche zu beobachten, das wir schon bei der Betrachtung der Geröllpackungen feststellen konnten: die Bedeutsamkeit der Himmelsrichtungen Norden und Osten. Der Norden wendet sich dem Totenreiche zu, der Osten der aufgehenden Sonne.

Diese Tatsache erschließt uns einen tiefen Einblick in germanische Geisteshaltung: an der Wiedererweckung allen Lebens durch die

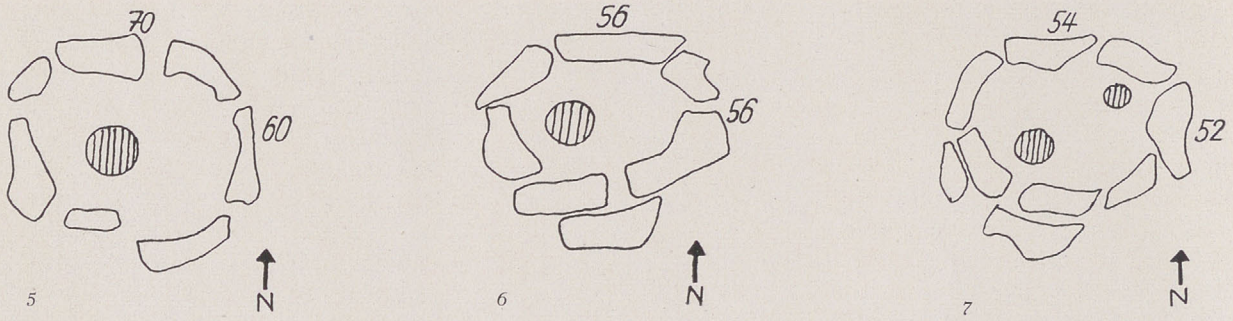


ABB. 5—7. GRÄBER von Elsenau, Kr. Schlochau

Sonne, deren glaubensmäßig überragende Stellung festliegt, ist auch der Tote beteiligt; sinnbildlich findet hier der Glaube an das Weiterleben des Verstorbenen und an sein Verbundenbleiben mit den Nachfahren seinen schönen Ausdruck.

Umgeben sind die Steinkisten zuweilen von Steinkreisen, ein Grabbrauch, den wir seit der Jungsteinzeit im nordischen Raum kennen. Liegen mehrere Kisten zusammen, so hat meist jede einzelne ihren Kreis der oberirdisch, aber auch unterirdisch gelagert sein kann. Diese Steinumsetzungen dürfen nun aber keineswegs als „Bannkreise" gedeutet werden, die ein in Verbindungtreten des Toten mit den Lebenden verhindern sollen, damit also ein Zeichen der Totenfurcht, der Dämonenangst wären; vielmehr haben wir es hier mit der Umhegung der heiligen Stätte des Grabes zu tun, bei deren Errichtung nicht Furcht, sondern Ehrfurcht maßgebend waren.

Es ist anzunehmen, daß die Gräberfelder ziemlich weit ab von den Siedlungen gelegen haben, denn noch bei keiner Grabstätte hat man in der näheren Umgebung trotz eifrigen Suchens

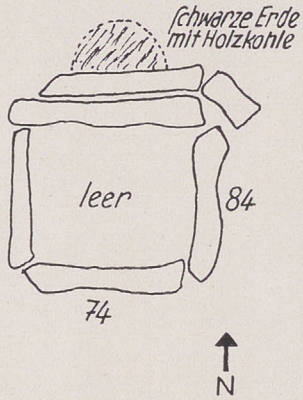


ABB. 8. STEINKISTE mit Brandstelle, Elsenau, Kr. Schlochau

Siedlungsreste gefunden. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß man sonst, urgermanischer Sitte folgend, die Gräber entlang den alten Verkehrswegen anlegte. So berichtet z. B. die Volkssage, daß eine alte Heerstraße im Netzebruch an einem Grabhügel vorüberführte, auf dem man später zwölf Steinkisten ausgrub. Ganz Ähnliches ist von den bronzezeitlichen Grabhügeln Schleswig-Holsteins und denen der Wikinger bekannt.

Die Gräberfelder scheinen nicht in Reihen angelegt worden zu sein; vermutlich haben wir es hier mit einer Anordnung nach Geschlechtern zu tun. In den einzelnen Kisten finden sich die Glieder der Sippe beigesetzt, mehrere in einer Gruppe zusammenliegende Kisten bilden die Grabstätte eines Geschlechtes. So liegen an einzelnen Stellen der Flachgräberfelder die Kisten eng beieinander, zwischen den einzelnen Gruppen öffnen sich aber größere Zwischenräume. Gleiches ist auch sonst von den Germanen bekannt, z. B. von den Alamannen, deren große Flachgräberfelder in ähnlicher Weise angeordnet sind.

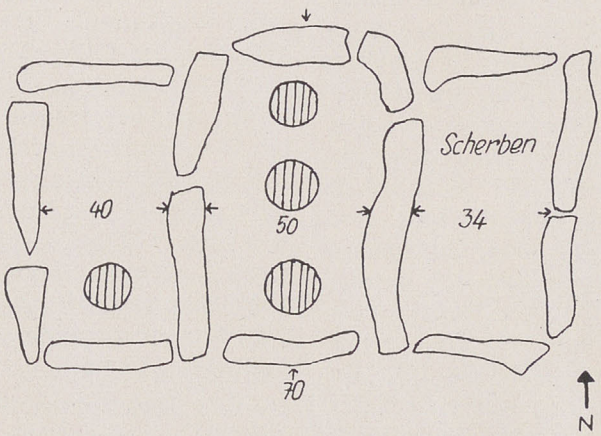


ABB. 9. MEHRRÄUMIGE STEINKISTE, Elsenau, Kr. Schlochau

Fast zu jeder Steinkistengruppe gehört eine Brandstelle. Die größte dieser Brandstellen scheint die bei Siedlemin, Kr. Jarotschin gelegene zu sein. Hier fand sich in einem Hügel eine rot gebrannte Lehmschicht mit eingebackenen Bronzeresten, Scherben, Glasperlen und wenig Leichenbrand. In dieser Ustrine wurden die Toten verbrannt und dann in den Grabgefäßen mitsamt den aus der Asche gelesenen mitverbrannten Beigaben beigesetzt. Öfters, wenn der Leichenbrand an der Brennstelle fehlt, scheinen hier aber reine Gedenkfeuer vorzuliegen. So fand sich auf dem Gräberfeld an den Persanziger Mühlen, Kr. Neustettin an einer Stelle, 20 cm unter der Hügeloberfläche, ein Steinpflaster mit Holzkohle und ungefähr ½ Scheffel verbrannten Gerstenkörnern. Dann folgte eine 1 m starke Geröllpackung und darunter erst lag die eigentliche Grabkiste. — Solche Gedenkfeuer haben sicherlich auch auf den Brandstellen auf den hohen Ufern des Bruchs bei Butzendorf, Kr. Konitz gebrannt; erst 100 m entfernt lag das zugehörige Gräberfeld, von dem neun Steinkisten aufgedeckt wurden. Die Brandstelle war 3 m lang, und 1 m breit, aufgebaut aus starken, oben flachen Granitsteinen, vom Feuer stark zermürbt; ringsherum war die Erde dunkel, mit reichlich Holzkohle durchsetzt. Ähnliches fand sich noch an zahlreichen weiteren Gräberfeldern. Die Feststellung von Räucherharz im Leichenbrand eines anderen Grabes von den Persanziger Mühlen deutet auf das Brauchtum bei der feierlichen Handlung der Totenverbrennung.

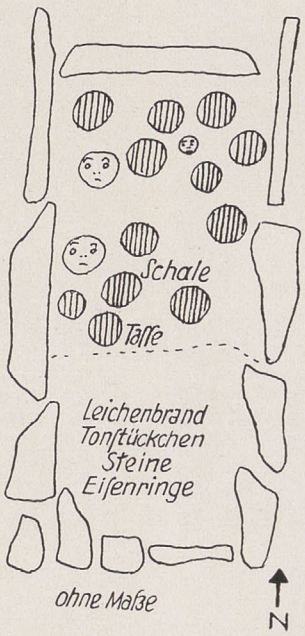


ABB. 10. STEINKISTE mit Graburnen. Löblau, Kr. Danziger Höhe

Wenn heute der Bauer Steinkisten erst beim Pflügen auf dem Acker antrifft, also jetzt kein Merkmal ihre Lage verrät (Flachgräberfelder), so müssen wir doch Gedenkzeichen annehmen, die das Grab einst nach außen kenntlich machten. Diese meist aus vergänglichem Material hergestellten Zeichen blieben uns nur in den wenigsten Fällen erhalten. Immerhin sind einige Beispiele dieser Art vorhanden. In Gramenz, Kr. Neustettin (Abb. 16 u. 17) und Joachimsfeld, Kr. Posen fanden sich an der Ostseite des eigentlichen Grabes Steinpackungen, die noch in der Mitte Reste verrotteten Holzes enthielten. Das gleiche zeigen mehrere Gräber von Danzkrug, Kr. Köslin; in Rummelsburg-Rohr fand man am Südosthang eines Hügels ein Steinkistenfeld. Der Flurname ist noch heute „Fredenkamp" = Friedhof. Bei zwei Gräbern ließen sich westlich der eigentlichen Kiste Holzreste nachweisen; bei Kiste 1 war es ein verkohlter Pfahl aus Birkenholz, bei der zweiten ein ebenfalls verkohltes Pfählchen. Endlich fand sich neben einer Steinkiste von Obliwitz, Kr. Lauenburg, ein obeliskartiger Stein aufgerichtet.

Die Auswertung dieser Funde macht kaum Schwierigkeiten. Aus der Jüngeren Steinzeit wissen wir, daß damals die Gräber weithin sichtbar auf Hügeln lagen. In den späteren Abschnitten dieser Epoche werden die Gräber unterirdisch angelegt: als Malzeichen findet jetzt der „Menhir"

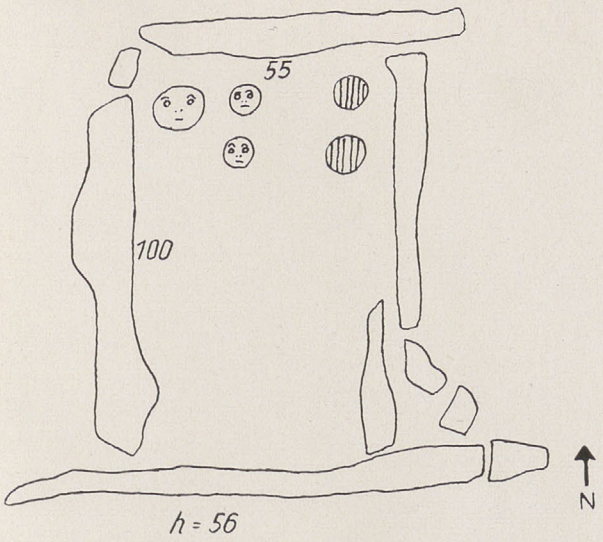


ABB. 11. STEINKISTE Löblau, Kr. Danziger Höhe

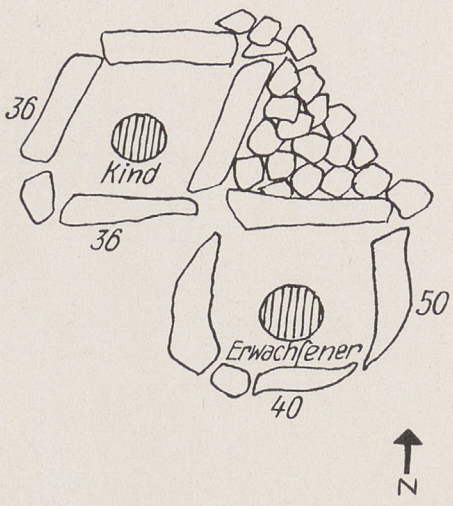


ABB. 12. SIPPENGRAB Elsenau, Kr. Schlochau

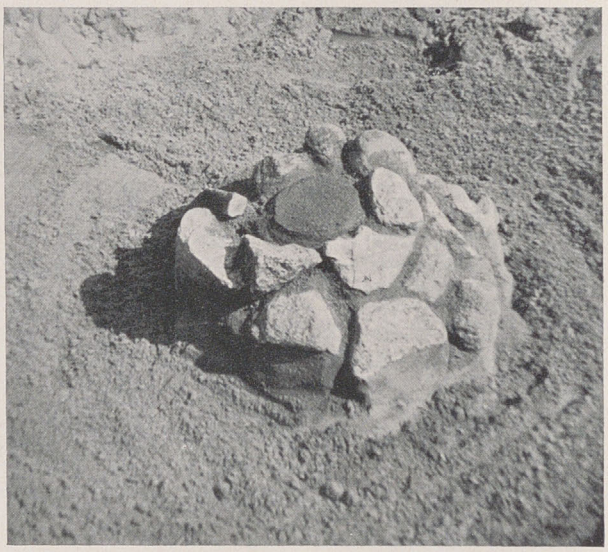
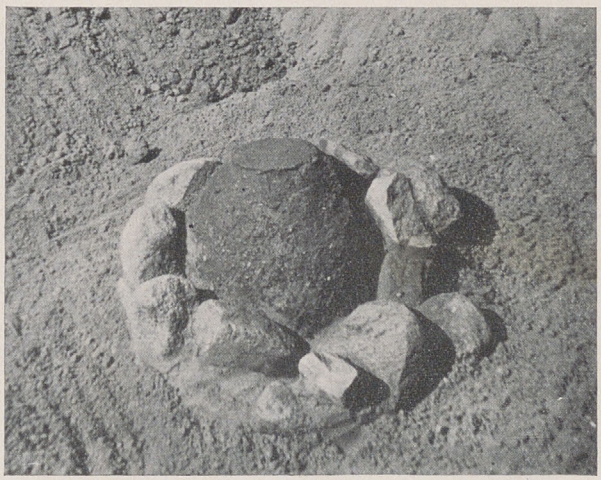


ABB. 13—15. GLOCKENGRAB der frühen Ostgermanen in 3 Ausgrabungsstadien, Mrovino, Kr. Posen

Verwendung, der aus Stein oder Holz sein kann, und zwar handelt es sich hier um ein pfahlförmiges Gebilde. Ihre schönste Ausgestaltung haben die „Menhire" in den wikingerzeitlichen Bautasteinen gefunden.

Der Grabpfahl hat sich in seiner Verwendung bei den frühen Ostgermanen als ein Erbstück aus urgermanischer Tradition erwiesen. Hier am Ahnengrab war an den großen Festen des Jahres, die zu bestimmten Zeiten stattfanden, der Versammlungsplatz der Lebenden. Während die Feuer zum ehrenden Gedächtnis der Toten brannten, wurde das Thing gehalten. Rechtspruch, Verlobung und Treueschwur waren die bewegenden Ereignisse, deren Bestätigung dem Sippenältesten im Beisein der Ahnen zustand (das gleiche finden wir in unseren Tagen, wenn im bäuerlichen Brauchtum das Brautpaar nach der Trauung das Elterngrab besucht). An die feierliche Handlung schloß sich das Gedächtnismahl, erstmalig stets am offenen Grabe gehalten, aber später in Abständen wiederholt (so das skandinavische Erb- oder Seelbier, das dänische Grabbier oder das Sylter Ehrbier, die früher oft noch nach Jahren wiederholt wurden. In späterer Zeit hat man diese alten Totenopfer durch Gaben an die Kirche, vgl. die Seelenmessen, ersetzt). Besonders wird die Bedeutung des Pfahls deutlich in einem jungsteinzeitlichen Fund von Skjelmoor, Lysgaard Herred, Dänemark; hier entdeckte man einen Steinhaufen mit Weihegaben, in dem ein Eichenpfahl mit dem dicken Ende nach oben stand.

So scheint die Errichtung des Pfahls an einer Grab- oder Weihestätte mit dem Toten oder der sich wohl später aus ihr entwickelnden Gottheit in engem Zusammenhang zu stehen. Mit dieser sich allmählich herausbildenden Vergöttlichung des Ahnen gewinnt der alte Ahnenpfahl nun die Züge der Gottheit, wie die Berichte von den Hochsitzpfeilern der isländischen Landnehmer z. B. zeigen; und wenn Rudolf von Ems in seiner „Weltchronik" heidnische Götzenanbetung darstellen will, so wählt er eine Säule mit dem durch die Kirche verteufelten Bild der Gottheit (Abb. 18). Einen Hinweis auf den Zusammenhang des Götterhimmels mit dem älteren Ahnenreich gibt auch eine Untersuchung des Wortes „Ase", das aus dem alten Wort für Balken, Pfahl (gotisch: ans) entstand; Kossinna hat hier die Alces als „Alchen" (vgl. gotisch: alhs = Heiligtum, Holz„götze") eingeordnet.



Eine Bezugnahme auf die vorzeitlichen Bestattungsverhältnisse finden wir endlich in den Sagen und Erzählungen; im Brauchtum — so z. B. beim Beekenbrennen, dem großen Frühlingsfest auf den nordfriesischen Inseln und an der Küste, das noch heute

bei den alten Hügelgräbern gefeiert wird — und in den Orts- und Flurnamen; Belege, die für ein fortdauerndes Bekanntsein der alten Begräbnisplätze und ihrer Bedeutung sprechen, geben uns wertvolles Material zur Erkenntnis der Haltung des heutigen Volkstums den heiligen Stätten der Alten gegenüber.

Die im Folgenden mitgeteilten Volksüberlieferungen sollen dartun, wie stark sich der Volksmensch der Gegenwart mit den Toten der Vorzeit beschäftigt, wenn diese sich ihm durch Funde bemerkbar machen und damit längst verschüttet geglaubtes altes Wissen wieder ans Tageslicht gelangt:

„Als man 1594 zwei auf dem Buggenhagenschen Gute bei Züssow befindliche Hünengräber zur Gewinnung von Steinen zerstören wollte, fand man in dem einen viele menschliche Körper von 11—16 Schuh Länge; neben jedem Körper stand ein mit Erde gefüllter Krug. Als die Arbeit auch am zweiten Grabe begonnen werden sollte, hörte man plötzlich ein Getümmel, als ob getanzt würde und man dazu mit Schlüsseln raßle. Die Arbeiten wurden daraufhin sofort eingestellt."

Ganz allgemein gibt diese Sage, die sich wohl auf Steinzeitgräber bezieht, unbewußt dem Gefühl der Ehrfurcht Ausdruck, das man gegenüber den Ahnen hegt.

Es ist überdies ein weit verbreiteter Glaube, daß Vorzeitgräber Schätze bergen. Vielleicht deutet gerade diese Tatsache auf die helfende, heilsame Wesenheit des Toten hin:

„Im Garten des Gutes Gehmkow, Kr. Demmin, liegt ein uraltes Hünengrab von kreisrunder Gestalt. Einem jungen Edelmann, der dort nach Schätzen grub, erschien ein Zwerg und verbot ihm, die Ruhe des Grabes zu stören. Weil dieser aber nur aus Not handelte, gab er ihm ein Stück Eisen, das sich immer wieder zu seiner vollen Gestalt ergänzte."

Während in der ersten Sage der Tote als Riese erschien, tritt er jetzt in Gestalt eines Zwerges auf. Hier wird das Bestreben deutlich, dem Toten ein anderes, positiv oder negativ gesteigertes Erscheinungsbild zu verleihen, das ihn wirksam von den Lebenden unterscheidet. — Wenn wir heute die Berichte von der Entdeckung der Steinkistenfelder lesen, so verhält es sich fast immer genau so, wie die Sage erzählt: der Deckstein wird abgepflügt.

„Ein Knecht pflügte einen großen Stein aus dem Acker, den er an den Feldrain rollte. Am Abend hörte er eine Stimme, die ihm befahl, den Stein an seinen alten Platz zu rücken. Man sagt, daß unter dem Stein einst ein Mensch begraben wurde."

Die beiden folgenden Sagen beschäftigen sich mit der Pflege, die einzelne Vorzeitgräber noch heute genießen:

„Im Walde von Cratzig, Kr. Köslin, an einer alten Handelsstraße, dem „Steinweg", liegt ein alter Steinhügel, vom Volk „das Totengrab" genannt. Jeder, der hier vorübergeht, muß einen Zweig oder ein dürres Reis auf das Grab werfen; dieser Brauch hat sich bis in neueste Zeit bewahrt. Als Motiv wird angegeben: damit der Hügel nicht in Vergessenheit gerate."

Der gleiche Brauch ist uns aus der gleichen Gegend schon aus der Zeit um 1100 bekannt. Otto von Bamberg (1060—1139), der „Apostel von Pommern" verbietet:

„Sie sollen ihre Toten nicht unter die heidnischen in Wäldern begraben oder auf dem Felde, sondern auf den Kirchhöfen; auch keine Prügel nach heidnischem gottlosem Gebrauche auf die Gräber legen!"

Ähnliches wird in den Isländersagas berichtet.

Auch der berittene Tote, eine Vorstellung, die wir für die frühen Ostgermanen nach den

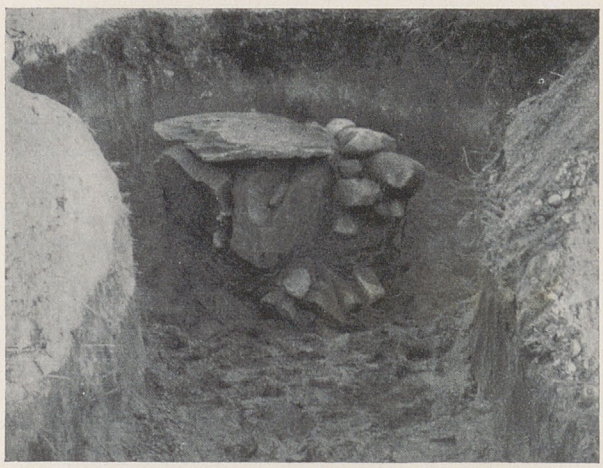


ABB. 16 und 17. STEINKISTENGRAB während der Aufdeckung *Gramenz, Kr. Neustettin*

Urnenbildern annehmen müssen, findet sich in der Volkssage:

„Bei dem Dorfe Wojcino liegt am See auf einem Hügel ein Gräberfeld aus heidnischer Zeit. Dort, sagt das Volk, seien vor Zeiten die Vorfahren bestattet worden, unterhält den Platz sorgfältig und umhegt ihn mit Steinen. Andere sagen, hier ruhten Ritter und jede Nacht reitet einer in eiserner Rüstung an den See, tränkt sein Pferd und steigt wieder in sein Grab."

An alte Umritte oder Tänze um das Ahnengrab erinnert folgende Sage:

ABB. 18. WELTCHRONIK DES RUDOLF VON EMS
„Götzenanbetung"

„Auf der rechten Seite der alten Rega, und zwar auf den Feldmarken der Dörfer Schlönwitz und Mahlendorf, zieht sich eine Grabhügelreihe hin. Mehrere waren mit Steinkränzen eingefaßt, andere mit einem Kranz von Immergrün umgeben. Der Volksmund sagt, daß die Riesen jener Zeit um die Gräber der Verstorbenen getanzt hätten; unter ihren Füßen sei das Immergrün entsprossen."

Wenn wir hier zum Vergleich die Bestattungsschilderung aus dem angelsächsischen Beowulf heranziehen, so findet sich dort ganz Ähnliches. Auch die frühen christlichen Quellen verbieten das Tanzen auf Friedhöfen, und der Totentanz, der seine klarste, am wenigsten dämonologisch verzerrte Gestalt im alten germanischen Norden gefunden hat, geht sicher auf solche Vorstellungen zurück. So fragt noch im 11. Jahrhundert Burchard von Worms: „Und hast Du bei der aufgebahrten Leiche teuflische Lieder gesungen und hast Du dabei Tänze aufgeführt, wie es die Heiden zu tun pflegen?" — Von Preisliedern zu Ehren des Verstorbenen hören wir ebenfalls schon im Beowulflied und Jordanes berichtet von Attilas Begräbnis, der nach gotischer Sitte bestattet wurde, daß um sein Grab die besten Reiter ritten und Totenlieder (cantu funereo) sangen. Auch bei den Begräbnissen der germanischen Führer des 1. Jahrtausends u. Ztr. ist von Totenliedern die Rede; so bei dem Normannen Wilhelm Langschwert (943), Erich von Friaul (749), Karl dem Großen (814) und Hugo von St. Quentin (844). Von Theodorich (gestorben 451) berichtet Jordanes, daß seine Gefolgsleute ihn mit preisenden Liedern im feierlichen Zug zu Grabe trugen. Hier haben wir die „dadsisas" des Indiculus.

Alles dies müssen wir zur Wiederherstellung eines Bildes der germanischen Totenfeier heranziehen. Ebenso die Zeugnisse, die uns aus der Ilias des Homer vom Totenbrauchtum der nordisch-indogermanischen Kernvölker bekannt geworden sind. Wir müssen an die Wettspiele denken, die zu Ehren des Toten abgehalten wurden und können das gesamte reichhaltige Programm, das Homer im 23. Gesang schildert, auch für die germanische Totenfeier in Anspruch nehmen.

Es treten uns hier überall die gleichen Gedankengänge entgegen, die ebenso die Grundlage des Bauernglaubens unserer Tage bilden; auch hier ist der Tote kein Dämon oder ein Wesen, das jetzt in Himmel oder Hölle wohnt und von den Lebenden unfaßbar weit entfernt bleibt, nein, noch vom „Jenseits" aus lenkt der Verstorbene die Geschicke seiner Nachfahren, und man wendet sich an ihn um Hilfe, wenn man in Not ist. Nicht umsonst hat der Heiligenkult als Umformung und Ersatz für die alte Ahnenverehrung in Deutschland eine besonders starke Prägung gefunden; schon im Indiculus, Punkt 25, wird es verboten, beliebige Tote zu Heiligen zu machen.

So ist es möglich, aus den Belegen, die wir aus der ganzen Zeit unserer Volksgeschichte sammeln, ein Bild auch der Vorstellungswelt und des Brauchtums in der Frühzeit zu geben. Wenn auch im einzelnen wohl Abweichungen vorhanden waren, so ist die geistige Grundlinie doch sicher erkennbar.

Julius Becker

Noch einmal Wodan in deutschen Ortsbezeichnungen

Im ersten Heft 1939 von „Germanen-Erbe" hat E. Sommer kurz aber aufschlußreich über den Wodansnamen in deutschen Ortsbezeichnungen gehandelt. Er hat dabei mannigfache Beziehungen aufgestellt, aber auch gezeigt, wie vorsichtig bei solcher Auswertung verfahren werden muß, daß es also die Aufgabe des Forschers ist, alle Fehlerquellen auszumerzen.

Ein Beispiel hat er nicht gebracht, das für uns Mecklenburger ganz besonders wichtig ist, da der Ortsname einen hellen Lichtstrahl in das Dunkel unserer Frühgeschichte hineinwirft. Das ist das Dorf Godenswege im Kreise Stargard, das ohne Zweifel zur Zeit der Wiedereindeutschung des deutschen Ostens gegründet wurde, also nach der Beseitigung der slawischen Überfremdung.

Über den Vorgang der neuen Landnahme durch die Deutschen sind wir recht schlecht unterrichtet, die Urkunden sagen kaum etwas, und der wackere Pfarrer Helmold von Bosau erwähnt auch nur, daß Sachsen und Flamen, Holländer, Westfalen und andere Stämme die Siedler gestellt hätten. Das genügt aber nicht, wir wüßten gern Näheres über die Heimat unserer Siedler, da daraus manche heimische Sondererscheinungen erklärt werden könnten. In sehr mühseligen Untersuchungen, die vor allem von Professor Folkers in Rostock durchgeführt sind, ist nun altes Volksgut jeder Art durchforscht worden, um die gewünschte Auskunft zu erhalten. So lieferte die Untersuchung der alten Bauernhäuser mit ihren mannigfaltigen Formen wichtige Ergebnisse, ebenso der Kirchenbau, ferner die Benutzung der Feldflur in der Dreifelderwirtschaft. Nicht vergessen werden darf die alte Volkstracht und vor allem auch die Volkssprache, die innerhalb des Landes große Verschiedenheiten zeigt. Dabei ergibt es sich, um nur ein Beispiel anzuführen, daß im ganzen Westen des Landes für die Unterabteilung des Bauernhauses das Wort „Fack" gebraucht wird, das aus Niedersachsen stammt, während im Osten „Taß" gesagt wird, das niederfränkisch ist. Die Verbreitung von Taß deckt sich mit dem Bereich der ostfälischen Kirche mit dem breit vorgelagerten Turm, ferner mit einem ganz anders aufgebauten bäuerlichen Anwesen, es gibt im ganzen Südosten des Landes kein einziges Niedersachsenhaus. Wir schließen also mit Recht auf eine ganz verschiedene Herkunft der Siedler.

Auch die Sagenwelt ist, natürlich mit größter Vorsicht beurteilt, geeignet, uns Hinweise zu geben, da die einwandernden Bauern alte Sagen aus ihrem Heimatlande mitbrachten.

Unter allen diesen Möglichkeiten der Forschung möchte ich die Frage der Ortsnamen herausgreifen. Es ist ja bekannt, daß Auswanderer gern den Namen ihres alten Heimatortes auf ihre Ansiedlung in der neuen Wahlheimat übertragen, wir brauchen nur ein Ortsverzeichnis der Vereinigten Staaten von Nordamerika durchzusehen und finden dort eine Menge von unseren Ortsnamen wieder. Man wollte auch drüben gern in Hamburg, Hannover oder Berlin wohnen, wie zu Hause.

Dasselbe haben die Einwanderer in unseren zeitweilig von den Germanen ganz oder teilweise aufgegebenen Ostlandgebieten getan. Seltener benannten sie ihre Dörfer nach dem Heimatstamme, wie z. B. Fresendorf bei Rostock, bekannt durch seinen auffallend schönen slawischen Burgwall. Mitten zwischen den Sachsen und Westfalen, die natürlich keinen Anlaß hatten, ihr Dorf nach ihrem Stamme zu nennen, denn dann hätten fast alle Dörfer so heißen müssen, siedelte sich eine kleine Friesenkolonie an und betonte gleich mit dem Namen die andere Heimat. Das ist ganz entsprechend der bayerischen Siedlung Bayreuth im sonst ganz fränkischen Lande im Maintal. Einen Hinweis auf den Heimatstamm geben uns auch die Familiennamen, also etwa Holst, Sachs, Westphal, Frank, woraus aber nicht übermäßig viel zu entnehmen ist.

Andere Einwanderer wählten den Namen ihres alten Heimatortes für ihr neues Dorf. Solche „mitgeschleppten Ortsnamen" finden wir mehrfach, und dazu gehört unter anderen auch unser Godenswege. Der Name hängt zweifellos mit Wodan zusammen, denn er erscheint urkundlich schon 1259 in der Form Wodenswege, später Wudenswege, Gudensweghen, Ghodensweghe. Nun wäre es außerordentlich auffallend, wir müssen geradezu sagen undenkbar, daß im 13. Jahrhundert von den doch längst christlich gewordenen deutschen Bauern ein Dorf nach dem alten heidnischen Gotte Wodan genannt sein sollte. Das hätte schon die Kirche nicht gelitten, denn mit den Bauern und Rittern waren auch Geistliche und Mönche in großer Zahl ins Land gekommen. Diese hätten den Hinweis auf Wodan um so weniger geduldet, als Godenswege von frühesten Zeiten an selbständiger Pfarrort war. Wir müssen also nach einer anderen Erklärung suchen.

Godenswege liegt im östlichen Teile Mecklenburgs, der sich, wie oben gezeigt, in vielen Be-

ziehungen von dem Westen scheidet. Die niederfränkisch-märkischen Siedler kamen vom Süden, benutzten den Elbübergang von Wolmirstädt, nördlich Magdeburg. Und gerade hier finden wir ein Dorf Gutenswegen, 973 als Wodenesweg genannt, also in genau derselben Lautform, die unser heimisches Dorf aufweist. Wir können mit völliger Sicherheit sagen, daß die höchst auffallende Namengleichheit gar nicht anders gedeutet werden kann als durch einen „mitgeschleppten Ortsnamen", die Bewohner des Dorfes stammten wenigstens zum Teil aus jenem Dorfe nördlich von Magdeburg.

Man muß natürlich bei der Benutzung der Ortsnamen in diesem Sinne sehr vorsichtig sein. Ein Allerweltsname wie Neudorf, Neuenkirchen sagt uns gar nichts. Was uns in unserem Falle die Sicherheit gibt, ist eben die Verwendung des Namens des heidnischen Germanengottes Wodan, die an sich im 13. Jahrhundert bei einer Neugründung ganz ausgeschlossen wäre, nur denkbar bei einer Namensübertragung aus der alten Heimat. Hier kommen ergänzend und bestätigend der gleiche Dialekt und die gleiche Bauweise der Bauernhäuser dazu. Wir kennen übrigens noch mehrere sichere Namensübertragungen in Mecklenburg, sie führen uns bis in die Bremer Gegend hin.

Daß Spuren des Wodansglaubens in unseren Sagen weiterleben, das hat Professor Wossidlo-Waren in seinen Sammlungen ausreichend belegen können. Wenn die Sagen von der „Wilden Jagd" auch neuerdings stark verblaßt sind, so haben sich doch andere aus dem eigentlichen Bauernleben besser erhalten. Es ist bis in die neueste Zeit Sitte gewesen, beim Abmähen der Felder einen „Humpel Roggen" in der Feldecke stehen zu lassen und davor nach dem letzten Sensenhieb den Vers zu sprechen:

„Wode,
Hale dinem Rosse nu Voder,
Nu Distel und Dorn,
Thom andren Jhar beter Korn!"

So ist der Spruch schon am Ende des 16. Jahrhunderts aufgezeichnet, er lebt aber heute noch, wie Wossidlo nachgewiesen hat.

Misch Orend

Giebelschmuck in Siebenbürgen

Das Bauernhaus der Siebenbürger Sachsen war ursprünglich ein Bohlenbau mit abgewalmtem Schindel- oder Strohdach oder ein Ständerbau mit Vor- und Seitenlaube und mit lehmbeworfenen Flechtwänden. Noch findet man Reste dieser Bauweisen. Seit dem 16. Jahrhundert jedoch breitete sich der Backsteinbau mit Mörtelbewurf und Ziegeldach immer mehr aus. Gleichzeitig wurde die Stirnseite des Hauses vom Dach befreit zu einem vollen oder geknickten Giebel mit Giebelfenstern.

Da nun die Giebelseite zur Straße gebaut ist, bot der Giebel mit seiner breiten Fläche gute Gelegenheit, diese Fläche zu verzieren oder mit einem besinnlichen oder schalkhaften Spruch zu versehen. Der Giebel drängte geradezu, das Haus zu schmücken. Es ist nun bezeichnend, in welcher Art dies geschah. Obwohl gerade im 16. Jahrhundert die Kirchenburgen in den Dörfern ihren vollen Ausbau erfuhren und die Gotik an den Fenstern und Sakramenthäuschen noch durchaus in Blüte war, hat nicht etwa dieses Vorbild den Giebelschmuck beeinflußt. Vielmehr sind hier die alten Sinnbilder, wie sie auch sonst der Volkskunst das weltanschauliche Gepräge geben, zur vollen Entfaltung gekommen. Der Bauer und der bäuerliche Maurermeister legten ihr Schmuckbedürfnis in den altüberkommenen Sinnbildern fest, weil sie vor allem Ausdruck ihres Innern waren. Der Giebel wird zum Spiegelbild der Art, die im Hause wohnt.

So findet sich eine Sonnendarstellung in der Giebelnische an einem Haus in Arbegen. Zwei Halbsonnen sind unter den Giebelfenstern angebracht und zwei kleine Sonnen darüber (Abb. 3), ist doch die Sonne die Lebensspenderin für alles Wachstum und bringt die eherne Ordnung in alles Zeitgeschehen, in Arbeit und Feier. In Frauendorf wiederholt sich diese Sonnendarstellung mit den beiden Halbsonnen über den Giebelfenstern (Abb. 1). Noch reichhaltiger ist der Giebel an einem anderen Haus in Frauendorf verziert: sechs Halb- und Viertelsonnen und der sog. Zauberknoten füllen die Fläche aus (Abb. 2).

Ein anderes Sinnbild der Sonne ist das Rad mit den sechs Speichen, das sonst vor allem in Holz im Kerbschnitt dargestellt wird und ein steter Begleiter der Germanen auf allen ihren Zügen war. Dieses Sechsspeichenrad findet sich auf einem Giebel in Grospold in doppelter Ausführung (Abb. 5). Dazwischen steht der Sechsstern und bekundet seine Herkunft als Speichen des Sonnenrades. Gelegentlich wird das Sonnenrad auch an der Hauswand unter den Fenstern angebracht, vor allem dann, wenn das Haus quer zur Gasse steht (Abb. 6). Das Sonnenrad ist an

ABB. 1. SONNENBILD *Frauendorf*

ABB. 2. ZAUBERKNOTEN UND HALBSONNEN *Frauendorf*

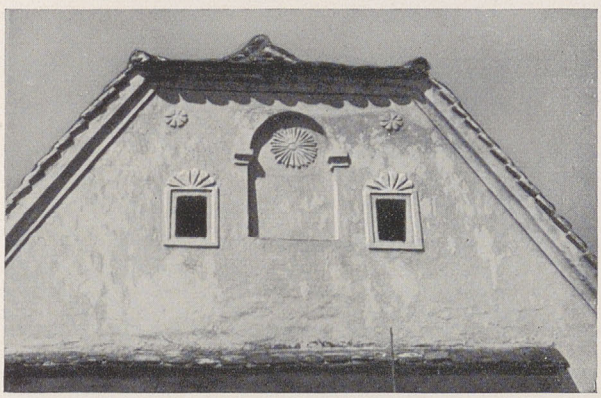


ABB. 3. SONNENDARSTELLUNG *Arbegen*

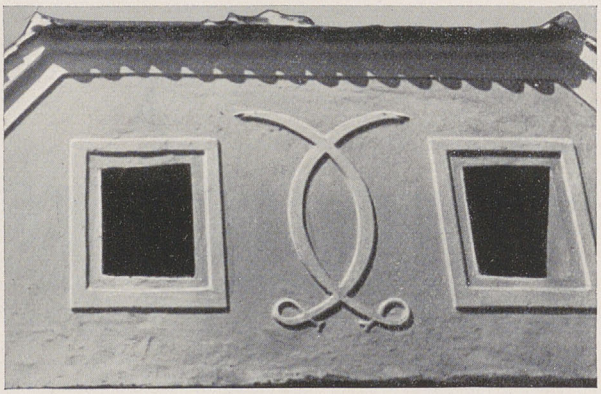


ABB. 4. ZWEI SCHLANGEN ALS ING-RUNE *Markschelken*

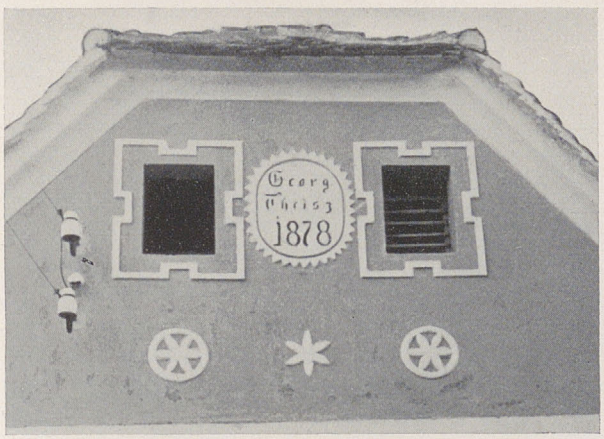


ABB. 5. SONNENRAD UND SECHSSTERN Großpold

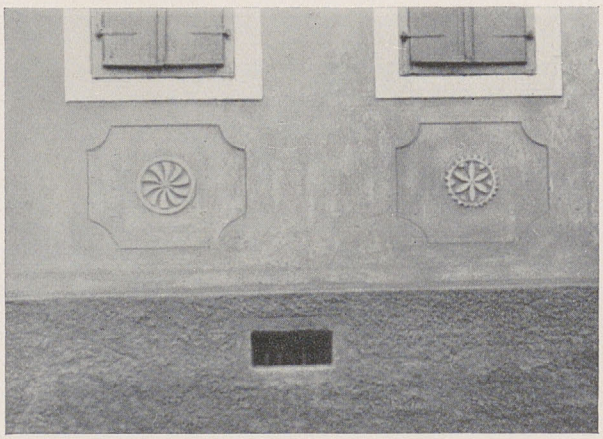


ABB. 6. SONNENRÄDER *Großpold*

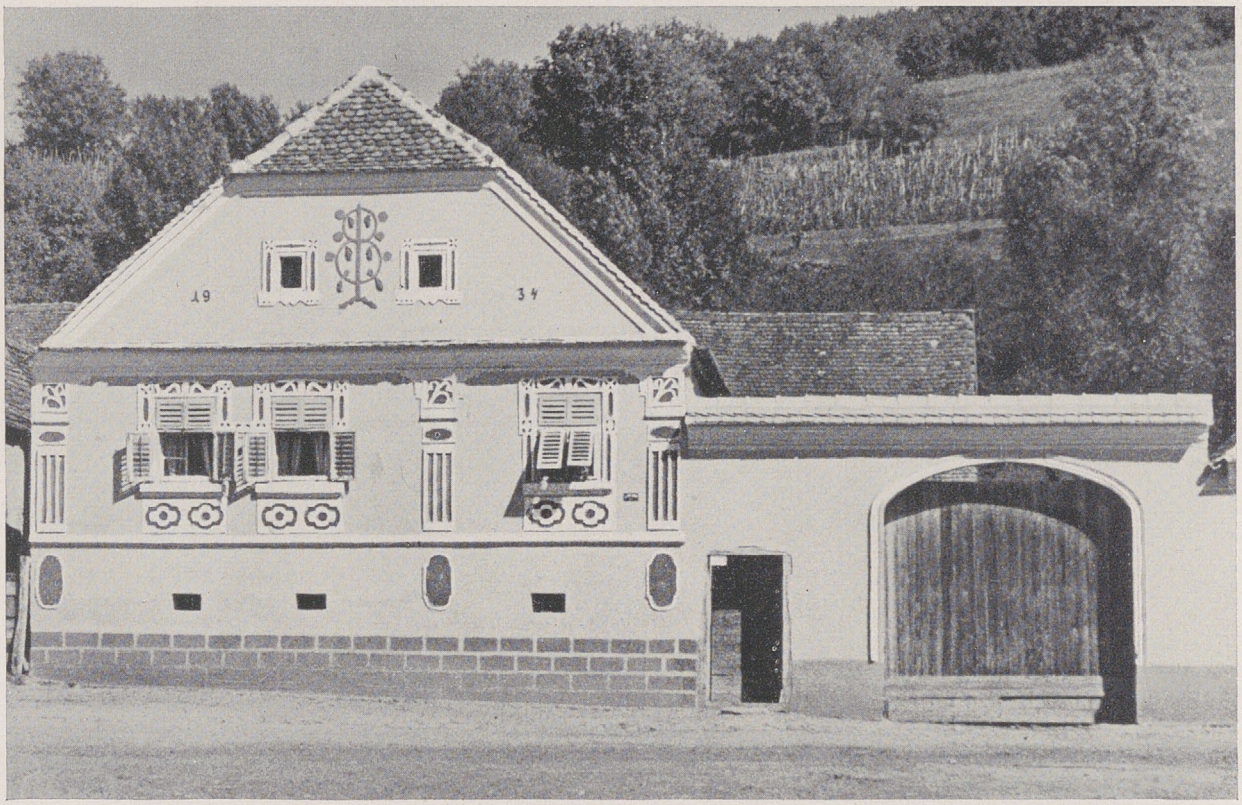


ABB. 7. DER WEINSTOCK ALS GIEBELZIER *Bauernhof in Jakobsdorf am Harbach*

dieſem Haus unter jedem Fenſter dargeſtellt, wobei aber das linke als Wirbelrad erſcheint. Vier Sinnzeichen der Sonne häufen ſich hier zuſammen: die Strahlenſcheibe, das Rad, der Sechsſtern und der Wirbel.

Ein ganz eigenartiger Giebelſchmuck findet ſich in Marktſchelken (Abb. 4): Schlangen mit Kopf und Auge und geſpaltenem Schwanz, die ſich überkreuzen und die ing-Rune darſtellen. Hier iſt nicht die Schlange, die den Sündenfall verurſachte, Vorbild geweſen, ſondern die getreue Hausſchlange, die in Sagen und Märchen auch im Siebenbürger Volke lebt und nichts Bösartiges an ſich hat.

Zu den Lebensſinnbildern gehört ferner das Herz, heißt doch der Keim am Weizenkorn, aus dem die Pflanze ſich entfaltet, „Herzket“ (Herzkern). Nicht ſelten wächſt der Lebensbaum aus einem Gefäß, das Herzform angenommen hat. Solch ein Herz mit einer ſprießenden Blume ziert einen Giebel in Jakobsdorf am Harbach (Abb. 12). Dieſe Verzierung leitet zugleich über zu den Lebensbaumdarſtellungen, die auf den Bauernhausgiebeln in Siebenbürgen beſonders häufig vorkommen.

Den Lebensbaum mit dem Vogel in der Spitze trägt ein Giebel in Kleinſchelken (Abb. 9), rechts und links iſt der Achtſtern angebracht. Eine andere Form des Lebensbaumes ſchmückt einen Giebel eines anderen Hauſes in Kleinſchelken mit einer Sternblume an der Spitze unter Blumenranken (Abb. 10). Der Lebensbaum wächſt aus einem Hügel heraus. Blätter und Blüten ſind in lebhaften Farben gemalt. Zu den ſeltenen Hausverzierungen gehört auch der Doppeladler, das alte Reichswappen, das hier als Wandſchmuck zwiſchen den Fenſtern angebracht iſt.

Eine beſondere Abart des Lebensbaumes iſt der Weinſtock mit grünen Blättern, blauen oder gelben Trauben („Der Weimereſtook“). In Mediaſch iſt er zum Stadtwappen geworden, liegt doch dieſe Stadt mitten im ſiebenbürgiſchen Weinland. Aber über das Weinland hinaus iſt der Weinſtock in immer neuen Formen als Giebelſchmuck bis in allerjüngſte Zeit dargeſtellt worden. Hier fand das Sinnbild eine willkommene Anlehnung an eine Pflanze, die mit viel Liebe und Mühe gepflegt wird und die zur Erhöhung der Lebensfreude bei Feiern und Feſten ihren Teil beiträgt.

An einem Bauernhaus in Frauendorf ſteht der Weinſtock in einem geflochtenen Kranz, beſchützt von zwei kleinen Löwen (Abb. 8). An einem Giebel in Kleinprobſtdorf ſind die Reben in Herzform an den Pfahl gebunden (Abb. 11), und in Jakobsdorf am Harbach in Form von zwei Kreiſen

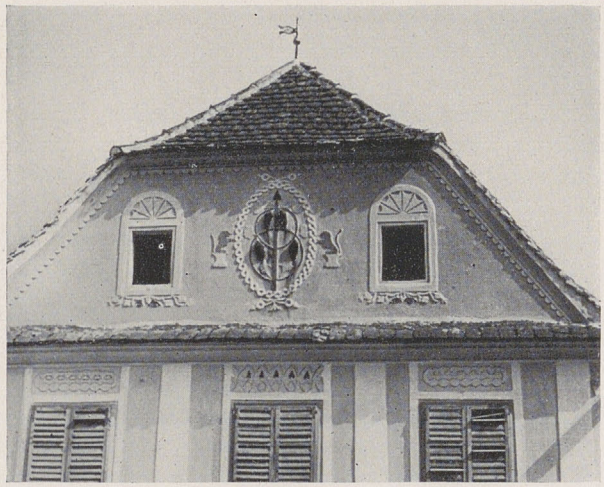


ABB. 8. WEINSTOCK ALS GIEBELZIER Frauendorf

ABB. 9. LEBENSBAUM Kleinschelken

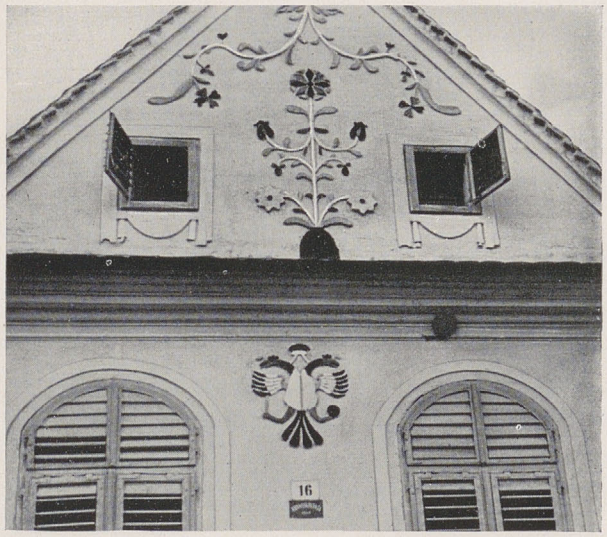


ABB. 10. LEBENSBAUM UND REICHSADLER
Kleinschelken

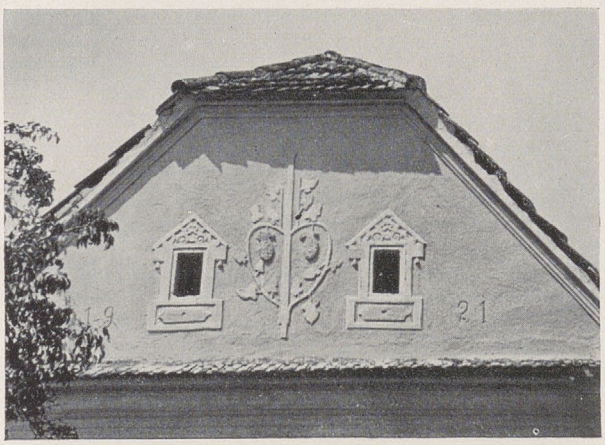


ABB. 11. WEINSTOCK Kleinprobstdorf

ABB. 12. HERZ ALS LEBENSSINNBILD Jakobsdorf

(Abb. 8). Gerade diese beiden letzten Giebelverzierungen zeigen, daß in Siebenbürgen der Hausschmuck noch heute lebendig ist, denn der eine ist 1921 und der andere 1934 angebracht worden, ohne Leitung und Lenkung von irgendeiner Stelle, sondern aus innerem Schmuckbedürfnis heraus.

Die beigegebenen Abbildungen zeigen die Giebelzier aus drei Jahrhunderten. Es sind Sinnbilder, die aus der Art wuchsen und zur Art sprechen, keine Zauberzeichen zur Dämonenabwehr, sondern Licht- und Lebenssinnbilder, die der deutsche Bauer Siebenbürgens am Gesicht seines Hauses angebracht hat zur Kennzeichnung seiner Art.

Aus der Arbeit des Reichsbundes

Berichte der angeschlossenen Vereine über ihre Tätigkeit im Winter 1938/39

Hallstatt-Oberdonau, Museal-verein

Die im Juni 1938 begonnene Grabung auf dem Großgermanischen Grabfelde im Hallstätter Salzbergtale konnte infolge der günstigen Witterung bis Ende November fortgesetzt werden. Der Inhalt von 25 Gräbern und 36 Gruppen von Streufunden wurde inventarisiert. Die Grabbeilagen gelangten bereits zu provisorischer Aufstellung. Von 10 Grabphotos wurden Vergrößerungen angefertigt und gelangten auf einer großen Wandtafel zur Aufstellung. Drei Schädel der Grabung wurden im Wiener naturhistorischen Staatsmuseum zusammengesetzt. Die Gebisse werden im Wiener zahnärztlichen Universitätsinstitute eben untersucht. Die zwei tönernen Schnabelkannen vom Grabfelde sind bereits zusammengesetzt und stellen ganz hervorragende Stücke dar.

Der Kustos hielt eine Reihe von Vorträgen über die vorgeschichtlichen Kulturen von Hallstatt. Auf einer Vortragsreise sprach er im Monate Februar am 5. in Elberfeld, am 6. in Koblenz, am 7. in Bochum, am 8. in Witten, am 9. in Bielefeld, am 10. in Köln, am 12. in Krefeld, am 13. in Trier, am 14. in Duisburg. Außerdem hielt er einen Vortrag am 28. Dezember in München, am 26. Februar in Steyr, und am 22. November einen Rundfunkvortrag über die Ergebnisse der Grabung im Reichssender Wien. Über die Grabung wurde ferner fortlaufend in etwa 50 Artikeln in der Tagespresse berichtet.

Anfang März konnte im vorgeschichtlichen Salzbergwerke ein ausgezeichnet erhaltener Salzkorb aus Fell geborgen werden, über den ein Bericht im „Germanen-Erbe" erscheinen wird. Die Vorbereitungen für die heurige Grabung sind bereits im Gange. Regierungsrat Dr. Morton

Hamburg, Hamburger Vorgeschichtsverein e. V.

Im Winterhalbjahr (Oktober 1938 bis März 1939) wurden 8 Vortragsveranstaltungen und 4 Studienfahrten (bzw. Besichtigungen) durchgeführt. Die Vorträge waren neueren vorgeschichtlichen Forschungsergebnissen im niederdeutschen Raume, sowie Fragen von allgemeiner Bedeutung gewidmet. Es sprachen im Oktober Dr. H. Piesker-Hermannsburg über „Frauenschmuck aus der älteren urgermanischen Zeit des Lüneburger Kreises", im November Professor Dr. H. Weinert-Kiel über „Forschungen über die altsteinzeitlichen Menschenrassen", im Dezember Roland Schroeder-Altona über „Neue Ausgrabungen des Altonaer Museums", im Januar Dr. E. Grohne-Bremen über „Der sächsische Friedhof auf der Mahndorfer Düne bei Bremen", im Februar Dr. v. Lehe-Hamburg über „Die literargeschichtliche Überlieferung über den Speersort in Hamburg und seine Umgebung", Dr. Kellermann-Hamburg über „Die Bodenfunde beim Bau des Pressehauses am Speersort in Hamburg" und Dr. Wegewitz-Harburg über „Ausgrabungen des Helm-Museums in Harburg im Jahre 1938", im März Professor Dr. W. Schulz-Halle über das Thema „Der Norden als Völkerheimat".

Ferner fanden folgende Studienfahrten bzw. Besichtigungen statt: im Oktober Ausgrabung auf dem Gelände des Pressehauses am Speersort in Hamburg, im November ein Autobusfahrt nach Hornbek, Kr. Lauenburg und Seedorf, Kr. Hzt. Lauenburg. In Hornbek zeigte Herr Morgenroth im Gelände die Ausgrabungsergebnisse eines Urnenfriedhofes aus der älteren Großgermanischen Zeit, in Seedorf führte Herr v. Zastrow seine steinzeitliche Sammlung und einige Fundplätze aus der Steinzeit vor. Im November wurde das Museum germanischer Trachten unter Führung von Museumsdirektor Schlabow besichtigt. Im März fand ein Studienausflug nach Lüneburg und Umgebung statt. Dr. Körner zeigte die Sonderausstellung „Vom Bardengau zur Lombardei", Dr. Kück und cand. praeh. Stegen führten an vor- und frühgeschichtlichen Fundstätten in Lüneburgs Umgebung. Professor Dr. W. Matthes

Hannover, Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands

Die Vortragsreihe im Winterhalbjahr 1938/39 begann im November mit einem Vortrag von Dr. Kropf über „Germanen und Illyrer". Im Januar folgten zwei Vorträge, von Dr. Schroller über „Die Indogermanisierung des Südostens" und von Dr. Beninger über „Die Langobarden". Im Februar sprach Dr. Haarnagel über seine Wurtengrabung in Einswarden. Im März Dr. Radig über „Haus und Hof der Altgermanen". Den Abschluß der Vortragsreihe brachte im April ein Vortrag von Professor Haase über „Krieg und Kriegführung in der Vorzeit".

Ferner fand im Oktober eine Besichtigung der Ausgrabungen in Altencelle statt. Dr. H. Schroller

Insterburg, Altertumsgesellschaft

Die Hauptarbeit des vergangenen Jahres galt dem Museum und den Vorbereitungen für die Erneuerung des Ordenshauses Insterburg. Die staatlichen Stellen haben die Arbeiten bereits aufgenommen; in einigen Jahren werden wir in der Burg würdig erweiterte Schauräume besitzen. Seit dem 1. Oktober 1938 hat das Museum einen hauptamtlichen Kustos Walter Gronau. In Birken, Althof-Insterburg und Sprindt erfolgten Grabungen auf kaiserzeitlichen bzw. völkerwanderungszeitlichen Feldern. Das 22. Heft unserer Zeitschrift kam als „Festschrift Georg Froelich" zum 80. Geburtstag des langjährigen früheren Leiters mit wertvollen vorgeschichtlichen Beiträgen heraus. Unter den Vorträgen ragt der von A. Rust am 11. November über seine Stellmoorer Grabungen hervor.

Dr. W. Grunert

Jena, Verein für Thüringische Geschichte und Altertumskunde

In Gemeinschaft mit der Anstalt für geschichtliche Landeskunde an der Universität und mit dem NS.-Lehrerbund in Jena wurden zwei Vortragsabende veranstaltet. Auf dem

ersten am 29. November sprach Professor Dr. Walther Schulz-Halle a. d. S. über „Thüringen als Germanenland", auf dem zweiten am 19. Januar Professor Dr. Rudolf Kötzschke-Leipzig über „Siedlungs- und Fluranlagen Thüringens und Sachsens in geschichtlicher Beleuchtung". Im Anschluß an diesen Vortrag zeigte Professor Dr. G. Neumann-Jena in den Räumen des germanischen Museums eine Ausstellung kolonialer Keramik.

Ferner wäre noch zu erwähnen, daß sich an die Hauptversammlung des Vereins in Zeulenroda am 29. Mai 1938 eine Besichtigung des Museums in Reichenfels (Hohenleuben) angeschlossen hatte.

An Verlusten hat der Verein den des Museumsdirektors Heinrich Alfred Auerbach zu beklagen, der am 13. März 1938 in Gera gestorben ist. In der Zeitschrift des Vereins, Bd. 41 (N. F. Bd. 33), Heft 1 hat ihm Pfarrer Reinhold Zauernig einen Nachruf gewidmet. Professor Dr. G. Mentz

Königsberg (Pr.), Altertumsgesellschaft Prussia

Die acht Vortragsabende behandelten folgende Themen:

27. Januar 1938: Dr. v. Stokar-Berlin: Spinnen und Weben in vorgeschichtlicher Zeit.
16. Februar 1938: Dr. H. Bohne: Der steinzeitliche Siedlungsraum in Ostpreußen.
28. Februar 1938: Dr. Bohnsack: Das Fürstengrab von Pilgramsdorf, Kr. Neidenburg, ein Denkmal des Germanentums in Ostdeutschland.
12. April 1938: Museumsdirektor Dr. Kunkel-Stettin: Die wendisch-wikingische Großstadt an der Odermündung (Die Ausgrabungen in Wollin 1934—1937).
10. November 1938: Rust, Ahrensburg: Renntierjägerkultur in Norddeutschland vor 10000—20000 Jahren.
19. Dezember 1938: Universitätsprofessor Dr. La Baume: Zur Steinzeitforschung in Ostpreußen.
Dr. Bohnsack: Die Wandalen in Ostpreußen.
6. Februar 1939: Museumsdirektor Dr. v. Massow, Trier: Moselländisches Volkstum in Grabreliefs der Römerzeit.

Museumsdirektor Dr. Gaerte

Köthen-Anhalt, Arbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte

Im Winter 1938/39 machten uns der Leiter des aus dem Heimatmuseum hervorgegangenen neuen Landesmuseums für Vor- und Frühgeschichte in Köthen, Professor Walther Götze, sowie seine beiden Mitarbeiter laufend mit den Ergebnissen der Grabungsarbeit bekannt. An einigen Abenden wurden die aus dem Handel bezogenen Lichtbilder zur Vorgeschichte gezeigt und besprochen, ebenso die von der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm hergestellte Kernreihe über das Hakenkreuz; hierzu hat Köthen die Aufnahme des ältesten nordindogermanischen Hakenkreuzes von der Tonschale aus dem Großsteingrab von Drosa beigesteuert. Mehrere Berichte aus dem Mannus, dem Germanen-Erbe, der Mitteldeutschen Volkheit, dem Nachrichtenblatt und der Zeitschrift „Volk und Rasse" wurden behandelt. Sämtliche Mitglieder hörten in der Köthener Hochschule für angewandte Technik den Vortrag von Dr. O. S. Reuter über Himmelskunde und Weltanschauung der Germanen, einige fuhren auch nach Halle zu den von der Landesanstalt für Volkheitskunde veranstalteten Vorträgen. Kreisschulrat Bethge

Lehnin (Mark), Heimatmuseumsverein

Nur eine Mitgliederversammlung wurde veranstaltet, auf der der Leiter des Museums über die Ergebnisse der Arbeiten des letzten Jahres (Aufdeckung großgermanischer Siedlungen in Raedel und Netzen, Grabungen in Deetz u. a.) berichtete.

Für die Sammlung wurden eine Reihe von Nachbildungen von Waffen und Schmuck der Bronzezeit aus der Modellwerkstatt des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte bezogen. Fast alle Funde aus der Steinzeit im Bezirke des Museums wurden photographiert und in einem Sonderband der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft des Kreises Zauch-Belzig „Die Steinzeit im Kreise Zauch-Belzig" auf Tafeln veröffentlicht.

Eine Neuaufstellung der vorgeschichtlichen Sammlung des Museums ist in die Wege geleitet. Für die Unterbringung der vorgeschichtlichen Abteilung wird ein weiterer Raum des Königshauses zur Verfügung gestellt werden.

Widdel-Raedel

Lübeck, Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde

Im Rahmen seiner winterlichen Vortragstätigkeit brachte der Verein am 14. März 1939 einen Vortrag von Professor Dr. Fritz Behn-Mainz: Die germanischen Grundlagen der deutschen Kultur (mit Lichtbildern). Der Vortrag war in die Vortragsreihe der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, unserer Muttergesellschaft, eingereiht und entsprechend aus weiten Kreisen besucht.

Archivdirektor Dr. Fink

Magdeburg, Ortsring des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte

Von den Vorträgen im Winter standen zwei im Dienste nationalsozialistischen Aufbauwillens. Und zwar sprach im November Dr. Hansen-Eilsleben, der Gaureferent für Volkheitskunde der NSDAP., über: „Ostfälisches Brauchtum, als Beitrag zur kulturellen Erneuerung Deutschlands", Museumsdirektor Bogen, Magdeburg, über „Lebenformende Gemeinschaften der Germanen".

Zwei weitere Vorträge führten in die Vorgeschichte unserer engeren Heimat und brachten Arbeiten unserer einheimischen Vorgeschichtsforscher. Es sprach im Januar Lehrer O. Müller-Neuhaldensleben, über seine letzten umfangreichen Ausgrabungen in Flötz, und im März Paul Soldmann-Magdeburg, von Beruf Arbeiter, aber einer der besten Kenner der weiteren Umgebung unserer Stadt, über die „Schönfelder Kultur an der Mittelelbe".

Eine Reihe kleinerer Veranstaltungen und Ausflüge des „Wissenschaftlichen Kreises" unseres Ortsringes rundete die Arbeit des Winters ab. Dr. K. Heber

Meiningen, Vorgeschichtliche Abteilung des Hennebergisch-fränkischen Geschichtsvereins

Den Auftakt der vorgeschichtlichen Vortragsarbeit des Vereins bildete 1938 ein Vortrag von Dr. Werner Hülle-Berlin über „Die vorgeschichtlichen Grundlagen Alteuropas" in Hildburghausen. An den Abenden der vorgeschichtlichen Abteilung, die alle zwei Monate stattfanden, wurde von Abteilungsleiter Dr. Erich Marquardt über die neuesten Forschungsergebnisse der Vorgeschichtswissenschaft und über die Ergebnisse der Ausgrabungstätigkeit berichtet.

Die Ausgrabungstätigkeit des Unterzeichneten geschah nicht im Auftrage des Vereins, sondern wurde im Auftrage des Thür. Kreisamts vom Unterzeichneten als dem bestellten staatlichen Fundpfleger und Kreisbeauftragten für Denkmalschutz ausgeübt.

Das Museum für Vorgeschichte wurde aus dem bisherigen Verbande des alten Henneberger Museums herausgelöst und vom Unterzeichneten als „Städtisches Museum für Vorgeschichte" in einem besonderen von der Stadt Meiningen zur Verfügung gestellten Gebäude in der Ernestiner Straße 38 untergebracht und neu aufgestellt.

10. Januar 1939 hielt ferner Dr. Marquardt im Vortragssaal des Städtischen Museums für Vorgeschichte einen Vortrag über: Die Vor- und Frühgeschichte des Werragebietes und des Grabfeldes.
22. Januar 1939 folgten Führungen im Städtischen Museum für Vorgeschichte durch den Leiter, Dr. Marquardt, für die auswärtigen Mitglieder des Vereins anläßlich von dessen Jahresversammlung in Meiningen.

Dr. Marquardt u. Dr. Tenner

Nachrichten

Die polnische Presse hat in den letzten Wochen wieder das Märchen von den „urpolnischen" Landschaften Ostpreußen, Danzig und Schlesien in zahllosen Artikeln vorgebracht. Da die wissenschaftliche Widerlegung der Vor- und Frühgeschichtsklitterung in Polen bereits von Kossinna begonnen wurde und schon seit einem Jahrzehnt für die internationale Forschung als erbracht gilt, erübrigt sich ein weiteres Eingehen auf die jüngsten Äußerungen im polnischen Lager die außerdem keinerlei neue Argumente enthalten. Um aber dem Leser von „Germanen-Erbe" die mächtige germanische Tradition im Ostraum in diesen Tagen politischer Spannung zu vergegenwärtigen, bringen die folgenden Nachrichten eine kleine Auswahl der allein in diesen Wochen gemachten Bodenfunde im deutschen Osten.

Die Ausgrabung des Reichsamtes für Vorgeschichte in Pilgramsdorf

Den ersten Bericht über die Fürstengräber von Pilgramsdorf im südostpreußischen Kreise Neidenburg brachte „Germanen-Erbe" im September 1937 unmittelbar nach der Freilegung des Hügels I durch Dr. Bohnsack vom Prussiamuseum in Königsberg. Der hervorragenden Bedeutung dieses germanischen Kulturdenkmals im Osten hat das Amt für Vorgeschichte durch Einbeziehung dieses Fundplatzes in seinen diesjährigen Grabungsplan Rechnung getragen. Im Auftrage von Reichsamtsleiter Professor Reinerth hat Dr. Werner Hülle in diesem Frühjahr die Ausgrabung von Hügel II in Angriff genommen und bereits Anfang Mai beenden können. An dieser Stelle wird in einem der nächsten Hefte ein umfassender Bericht über die Ergebnisse dieser Grabung erscheinen. Die aufsehenerregende Feststellung, daß es sich hier trotz gleichartigen äußeren Aufbaus nicht wie in Hügel I um ein gotisches Körpergrab, sondern um eine Brandbestattung handelte, die nach den Beigaben voraussichtlich den Wandalen zugeschrieben werden muß, ist als bedeutsamste Feststellung der Grabung zu bezeichnen.

Bastarnische Steinkisten bei Schlochau und Schneidemühl

Fast täglich werden im nahen Ostraum diesseits und jenseits der Reichsgrenze frühgermanische Funde gemacht. Steinkistengräber mit und ohne Gesichtsurnen aus der ersten Hälfte und der Mitte des 1. Jahrtausends v. d. Ztr. finden sich vor allem auch im Osten der Provinzen Pommern und Brandenburg. So wurde bei Neubauten in der Randsiedlung Elisenau bei Schneidemühl ein frühgermanisches Steinkistengrab freigelegt, das im ganzen fünf Tongefäße enthielt. Diese für jene Zeit ungewöhnliche Zahl an Beigefäßen legt die Vermutung nahe, daß es sich um das Grab eines Fürsten oder um ein Familiengrab handelt. Es ist ein neuer Beweis für die dichte Besiedlung des Ostens durch die frühgermanischen Bastarnen, von denen wir allein aus dem Regierungsbezirk Schneidemühl 400 Steinkistengräber kennen.

Ein weiteres Steinkistengrab, das nur eine Urne enthielt, wurde in Idarshof bei Hammerstein im Kreise Schlochau geborgen.

Wandalengräber im ostpreußischen Oberland

Auf dem Felde des Bauern Friedrich in Lindenau, Kr. Osterode, wurde ein neues Gräberfeld der Wandalen entdeckt, das vom Landesamt für Vorgeschichte in Königsberg untersucht wurde. Bei der Freilegung des ersten Grabes erwies es sich bereits, daß hier ein neuer Friedhof der Wandalen gefunden wurde, deren Kulturhinterlassenschaft aus den Jahrhunderten vor und nach Beginn u. Ztr. im südlichen Ostpreußen besonders zahlreich ist. Die Gräber waren von Steinsetzungen umgeben und enthielten u. a. zahlreiche Urnen mit Mäanderverzierung, Fibeln und Glasperlen. Sie gehören dem 1. und 2. Jahrhundert u. Ztr. an, als das Oberland und Westmasuren die Nordmark des Wandalenreiches bildeten.

Spätgermanen in Oberschlesien

Zahlreiche Funde der letzten Jahre haben den Beweis dafür geliefert, daß besonders in Schlesien ostgermanisches Volkstum auch nach der Abwanderung bedeutender Stammesteile nach Süden fortbestanden hat. Als die Wandalen ihr Reich bereits in Afrika aufgerichtet hatten, blühte immer noch wandalische Volkskultur im Silinggau und in Oberschlesien.

Bei der Grabung auf dem wandalischen Gräberfeld von Friedenau, Kr. Cosel, wurde nämlich eine Münze des 6. Jahrhunderts gefunden. Außerdem weisen auch einige eigenartige Verzierungen auf Bronzegeräten darauf hin, daß der Friedenauer Wandalenfriedhof ein Beweis mehr für die langanhaltende ostgermanische Besiedlung Schlesiens ist.

Die Wikingerstadt auf Wollin

In diesen Tagen fand auf dem Gelände der Ausgrabungen in Wollin eine Führung statt, die den erfolgreichen Verlauf der neuesten Arbeiten veranschaulichte. Bekanntlich gelang es hier, eine der zahlreichen Wikingerstädte auszugraben, die die schwedischen Nordgermanen als großartige Handelsmetropolen für das gleichfalls von ihnen beherrschte slawische Hinterland an der Ostseeküste errichtet hatten. Nach den vorläufigen Grabungsergebnissen sind die 15 erkennbaren Schichten Spuren einer 200jährigen Besiedlung zwischen 950 und 1150. Die unmittelbar bevorstehende Veröffentlichung des Fundmaterials wird vor allem Aufschluß über die Lage der Gehöfte, die altgermanische Stabbautechnik als Grundlage des Wohnbaus und über die neuartigen Grabungsmethoden geben, unter denen die Anwendung der Farbenphotographie besondere Beachtung verdient. Gespannt erwartet die deutsche Öffentlichkeit auch die endgültige Klärung der Frage, ob die Wikingerstadt von Wollin das sagenhafte Vineta war, das als Jomsburg aus den mittelalterlichen Quellen bekannt ist.

Wikingerhain als Nationaldenkmal

Zu den großartigen Denkmälern germanischer Leistungen im Osten, die die nationalsozialistische Bewegung für die Zukunft zu erhalten wünscht, gehört neben den Fürstengräbern von Pilgramsdorf auch der Begräbnishain der Wikinger von Wiskiauten bei Cranz, dem Badeort der Königsberger an der Samländischen Ostseeküste. Auch dieses großartige Mahnmal germanischer Herrschaft im Osten soll nicht nur vollständig ausgegraben werden — die Arbeiten sind seit Jahren im Gange —, sondern auch nach Wiederherstellung der Hügel in ihrer ursprünglichen Gestalt eine würdige Ausgestaltung der Umgebung finden. Neue Wege sollen geschaffen und die ganze Anlage durch planmäßige Pflege vor der Verwilderung geschützt werden, der sie in den vergangenen Jahrhunderten anheimgefallen war.

Deutscher Vorzeitfund als Geburtstagsgeschenk für den Führer

Der Regierungspräsident in Aussig, Gauleiter Krebs, hat dem Führer die als Schwert von Hostomitz bekannte Arbeit eines vorgeschichtlichen Waffenschmiedes als Geburtstagsgeschenk überreicht. Das Schwert stammt aus dem 9. Jahrhundert v. d. Ztr. Sein Schöpfer gehörte jenem nordillyrischen Nachbarvolk der Germanen an, dessen Erbe im Sudetengau wenige Jahrhunderte darauf elbgermanische Stämme antreten. Auch dieser Fund ist ein Denkmal der indogermanisch-nordischen Geschichte Ostdeutschlands, dessen Boden in vorgeschichtlicher Zeit nie ein Slawe betreten hat.

Vorgeschichtsarbeit in der Reichsjugendführung

In der Zeit vom 5.—7. Mai fand die große Arbeitstagung des Führer-Schulungswerkes der HJ. in der Hochschule für Politik in Berlin statt. Ihren Auftakt bildete die Rede des Leiters des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP., Hauptamtsleiter Professor Dr. Groß. Am Sonnabend früh erfolgte dann die feierliche Eröffnung der Tagung durch den stellv. Chef des Amtes für weltanschauliche Schulung, OberbannführerBennewitz. Anschließend sprachen Oberbannführer Schubert und Dr. Abel über die Aufgaben der Tagung und zeigen zugleich die Richtlinien für die Arbeitsgemeinschaften auf.

Die Arbeitsgemeinschaften selber beruhen auf dem freiwilligen Zusammenschluß der Teilnehmer und verfolgen das Ziel, die im weltanschaulichen Kampf entscheidenden wissenschaftlichen Erkenntnisse zu einem unlöslichen Bestandteil der gesamten Schulungsarbeit zu machen. Die Einzelarbeit ist dementsprechend unter einige Hauptthemen aufgegliedert, wie etwa Rassen- und Bevölkerungspolitik, Vorgeschichte und Geschichte, Auslandskunde, die Arbeit des HJ.-Führers u. a. Die Arbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte tagte unter Leitung von Dr. Ströbel vom Amt für Vorgeschichte der NSDAP. In ihrem Verlauf wurde der Plan für die Arbeit des kommenden Jahres aufgestellt. Von den 12 zur Verfügung stehenden Abenden soll im 1. Teil die Volksgeschichte des Großdeutschen Raumes behandelt werden, während der 2. Teil den großen germanischen Führergestalten vorbehalten bleibt.

Die Gesamttagung schloß mit einer Rede von Gebietsführer Brennecke.

Besichtigungsfahrt der Mitteldeutschen Arbeitsgemeinschaft zu den Großsteingräbern in Woetz bei Leetze, Kr. Salzwedel

Nachdem die Landesanstalt für Volkheitskunde in diesem Jahre mit der Untersuchung eines zweiten Großsteingrabes bei Woetz begonnen hat, lud sie die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Mitte im Reichsbund für deutsche Vorgeschichte, soweit sie im Gau Magdeburg—Anhalt wohnen, zu einer Besichtigungsreise dieser Hünengräbergruppe ein. Vor über 100 Teilnehmern sprach zunächst Professor Schulz-Halle am größten dieser Hünenbetten über die Entstehung und Bedeutung dieser Großsteingräber als früheste Denkmäler nordischer Totenehre. Über die Einordnung der altmärkischen Tiefstichkeramik in den großen nordischen Kreis und seine Bedeutung für die Entstehung der mitteldeutschen nordischen Sonderkulturen sprach Dr. Grimm-Halle. Anschließend erklärte der örtliche Grabungsleiter cand. praehist. Fischer-Halle die diesjährige Grabung, die Anlage der übrigen Gräber und erläuterte abschließend die Richtlinien, die zur Wiederherstellung der früher stark zerstörten und im vergangenen Jahre von der Anstalt untersuchten Grabes führten. Nach der Kaffeepause konnten die Teilnehmer Einblick nehmen in die Landesaufnahme der vorgeschichtlichen Bodendenkmäler des Kreises Salzwedel. Zum Abschluß sprach Dr. Bicker-Halle über die altsteinzeitliche Fundstelle von Bahrholz, Kr. Salzwedel, und betonte die Wichtigkeit dieser frühen, reichen Fundstelle der Handspitzenkultur für die bodenständige Kulturentwicklung Mitteleuropas.

Germanen-Kitsch

Wikings Klage

Grettir sprach: „Die Zeit ist teuer,
karg ist der Gewinst,
stellt das Drachenungeheuer
in der Werbung Dienst.

„Glasurit", das Schiff zu malen,
gebt mir in die Hand,
daß es rötlich möge strahlen
über Meer und Land!"

Nehmt den Schild, den funkelnd neuen,
Segel auf sodann,
jenen Künstler zu verbläuen,
der dies Bild ersann.

Innsbruck schult in Vorgeschichte

In der Zeit vom 27. April bis 5. Mai wurde in Innsbruck ein Sonderlehrgang des NS.-Lehrerbundes für Vorgeschichte und Geschichte für die Geschichtslehrer und -lehrerinnen aller Schulgattungen des Kreises in der Universität durchgeführt, der unter der Leitung des Gausachbearbeiters des NS.-Lehrerbundes für Vorgeschichte und Geschichte im Gau Tirol, Pg. Professor Dr. Miltner, stand. Über vorgeschichtliche Themen sprachen dabei Pgn. Dr. K. Kaas-Innsbruck „Tiroler Vorgeschichte" und Dr. Werner Hülle-Berlin über „Deutsche Vorgeschichte im Weltanschauungskampf", „Die nordischen Grundlagen Alteuropas" und „Altgermanische Kulturhöhe". Der Lehrgang, den der Rektor der Universität Innsbruck, Professor Steinacker, begrüßte, wurde von den Erziehern und Erzieherinnen aus

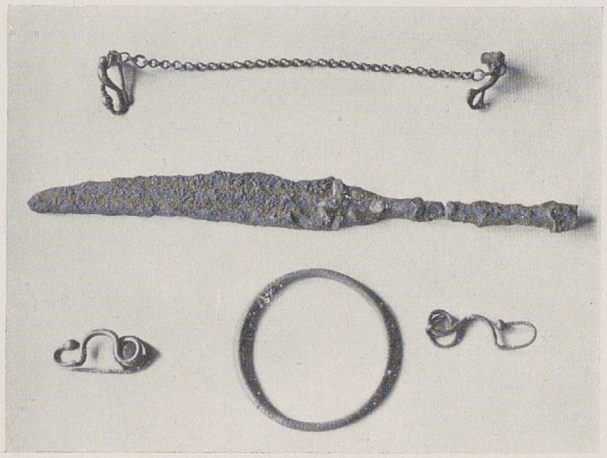
Innsbruck und Umgebung, die in großer Zahl erschienen waren, mit besonderem Interesse aufgenommen, da er als erste derartige Veranstaltung im Gau Tirol den Zuhörern nationalsozialistische Geschichts- und Vorgeschichtsauffassung in eindringlicher Weise nahebrachte. Ein Sonderlehrgang für Vorgeschichte für den ganzen Gau Tirol ist für den Herbst geplant.

Reichsbundvortrag im Siemenswerk

Im großen Saal des Kameradschaftshauses der Siemenswerke in Berlin-Siemensstadt sprach im Auftrage des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte Werner Stössel, Berlin, vor 150 Schmieden, Schlossern und Ingenieuren über das Thema „Der Schmied in der Vorzeit". Der Vortrag stand im Zusammenhange mit der Gesamtaktion des Reichsbundes, dem deutschen Handwerk der Gegenwart das Bewußtsein seiner arteigenen Ursprünge und der Höhe altgermanischer Traditionen aus frühester Zeit als Vorbild zu vermitteln.

Neue Grabungen des Hallstätter Museums

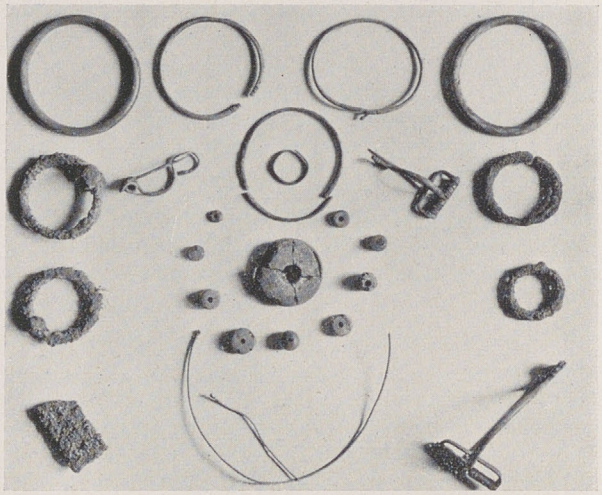
Im Jahre 1938 wurde im Hallstätter Salzbergtale ein bisher unbekanntes Grabfeld aus dem 4. Jahrhundert v. d. Ztr. entdeckt. Dieses Grabfeld schließt unmittelbar an das weltberühmte hallstattzeitliche Grabfeld an, das im vorigen Jahrhundert freigelegt worden war. Die Grabung ergab 23 Skelettgräber mit zahlreichen Beigaben. Obzwar dieses Grabfeld noch nicht erschöpft ist und sich bergwärts noch ein



HALLSTATT *Funde aus Grab 19*

gutes Stück hinauferstrecken dürfte, wurden unsere Kenntnisse über die Kultur des eisenzeitlichen Salzbergbaues wesentlich erweitert. Im 4. Jahrhundert v. d. Ztr. herrschte durchwegs Skelettbestattung. Die Lage der Skelette ist keine einheitliche. Viele liegen in Nord-Südrichtung, jedoch kommt auch Ost-Westrichtung usw. vor. Die Skelette liegen auf dem Rücken. Nur in einem einzigen Falle wurde Bauchlage beobachtet. Zwei Skelette erscheinen nur durch den Schädel vertreten, bei anderen fehlt z. B. ein Arm oder es fehlen die Unterschenkel und Füße. Es scheint also oft eine Teilbestattung vorzuliegen. Die Gräber liegen heute großenteils sehr seicht. Einzelne Gräber hatten nur 15 cm Erde als Bedeckung. Fast immer erscheint die Grabstelle von einer Steinpackung überdeckt. Diese besteht entweder aus ausgesuchten, großen Steinen, die wie bei einem Pflaster nebeneinander liegen. In ganz seltenen Fällen bilden die Steine eine Einfassung um das Grab. Der Erhaltungszustand der Skelette ist schlecht. Am besten erhalten sind die Gebisse, deren wissenschaftliche Untersuchung wertvolle Schlüsse über Gebiß und Nahrung unserer Vorfahren zulassen wird.

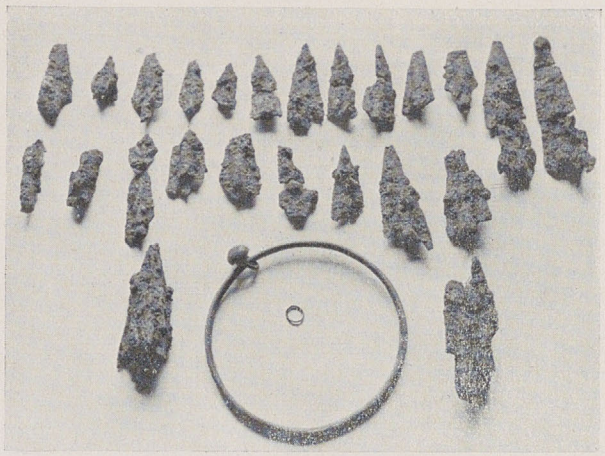
Bezüglich der Beigaben herrscht große Verschiedenheit. Zwei Gräber enthielten überhaupt keine Beigaben. Mehrere



HALLSTATT *Funde aus Grab 18*

Gräber zeigten bei der Hüfte einen Eisenring und auf der Brust oder auf dem Kopfe eine Tierkopffibel aus Bronze. Mitten zwischen diesen Gräbern lagen mehrere Fürstengräber, die reiche und sehr schöne Beigaben enthielten. Ich führe hier kurz die bedeutendsten an. Das Grab 15: Unter dem Schädel ein kleiner, glatter Goldring; hinter dem Schädel 24 eiserne Pfeilspitzen; um den linken Arm ein schöner Bronzering mit einem knopfförmigen Anhänger; neben dem Grabe ein eisernes Rasiermesser mit verziertem Beingriff und dazu ein feiner Wetzstein. Die Gräber 16—18 enthielten besonders reiche Beigaben. Ihr Inventar ist im Germanen-Erbe, Heft 10, 1938, S. 319 wiedergegeben. Das daneben befindliche Grab 19 enthielt einen Armring aus Bronze, zwei Bronzefibeln, einen schönen eisernen Dolch samt Scheide und Bronzenieten und außerdem eine ausgezeichnet erhaltene Gewandschließe, aus einem 17 cm langen Kettchen und zwei Tierkopffibeln aus Bronze bestehend. Das Grab 22 hatte unter dem Schädel einen schönen glatten Goldring, daneben eine gelbe Glasperle; einen Halsring und zwei Armringe aus Bronze; ein verziertes Beinstück; ein Messer und zwei Lanzenspitzen aus Eisen; einen Topf. Vom Skelett war nur der Schädel vorhanden.

Die Grabung, die noch viele, wertvolle Beiträge zur Kenntnis des vorgeschichtlichen Salzbergbaues erwarten läßt, wird im kommenden Jahre fortgesetzt. Sie zeigte aber schon jetzt die große Kulturhöhe dieses Bergbauvolkes auf ostmärkischem Boden.



HALLSTATT *Funde aus Grab 15*

Rudolf Stampfuß, Das Hügelgräberfeld Rheinberg, Kr. Mörs. Quellenschriften zur westdeutschen Vor- und Frühgeschichte, Bd. 2. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1939, 86 S., 21 Tafeln, 80 Textabb. und 1 Plan. RM. 9,50.

Die Arbeit bringt einen neuen Beitrag für den von Stampfuß bereits in mehreren Veröffentlichungen behandelten Zeitraum der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. d. Ztr. Es ist die Zeit der Auseinandersetzung zwischen Urnenfelderleuten und Germanen, die von Osten her an den Rhein vorrücken. Letzteres wird im wesentlichen durch das Erscheinen des Rauhtopfes festgestellt. Das Gräberfeld Rheinberg bietet ein ausgezeichnetes Material zur Untersuchung dieser und damit zusammenhängender Fragen, die von Stampfuß in scharfsinnigen Schlüssen entschieden werden. Die Arbeit bildet einen guten Beitrag zur Aufhellung der vorgeschichtlichen Bevölkerungsverhältnisse am Niederrhein.

Fritz Geschwendt, Der vorgeschichtliche Mensch in der Grafschaft Glatz. Sonderdruck aus „Schlesische Heimat". Flemmings Verlag, Breslau-Deutsch Lissa 1939. 19 S. und 17 Abb. RM. 1,—.

Die kleine Schrift will in der Hauptsache mit dem Irrtum über die Nichtbesiedlung der deutschen Mittelgebirge in vor- und frühgeschichtlicher Zeit aufräumen. Der Verfasser bringt den Beweis, daß man ein solches Ziel auch bei knappster Darstellung erreichen kann. Er berücksichtigt dabei sogar alle Fragen, die uns vom siedlungsgeographischen Standpunkt aus von Bedeutung sind, u. a. Boden und Waldverhältnisse in der Vorzeit. Ein eingehender Schrifttumsnachweis ergänzt die knappen Ausführungen bestens.

Vendel, i Fynd och Forskning Herausgegeben von Upplands Vorgeschichtsverein. Uppsala 1938. 98 S. Abb. und 2 Karten.

Die Errichtung eines Denkmals an der wichtigen Fundstelle bei Vendel, Uppland, gab Anlaß zu einer zusammenfassenden Behandlung aller mit dem Fundort zusammenhängenden vor- und frühgeschichtlichen Fragen. Das Buch entstand unter Zusammenarbeit namhafter schwedischer Gelehrter, von denen Arbmann die Funde eingehend behandelt, während Eriksson durch seinen Aufsatz über besonders bedeutsame Dörfer und Häfen (hamnor) einen wichtigen Beitrag zur Besiedlungsgeschichte Upplands gibt. Lindquist unterzieht die Fundgegenstände einer Würdigung. Lundberg endlich spricht von der Bedeutung Vendels als Königssitz und Bauernsiedlung und die Gründung Vendels im Zusammenhang mit dem ältesten Dombuch. Einleitend berichtet Tollstén über die Geschichte des Denkmals und seine Einweihung. Durch eine Zusammenfassung in englischer Sprache — leider nicht in Deutsch! — werden die Aufsätze auch für den des Schwedischen Unkundigen lesbar. Das Buch interessiert ferner nicht nur wegen der wichtigen vorgeschichtlichen Fragen, sondern auch wegen des engen Zusammenhanges, der zwischen Vendel und der Beowulfsage besteht. Dadurch gewinnt es zugleich für weitere Kreise an Bedeutung.

Christoph Steding, Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur. Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands. 1938. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 772 S. mit einem Personenverzeichnis. Geb. RM. 24,—.

Das hier vorliegende Werk ist aus dem Nachlaß des jungen, frühzeitig verstorbenen Verfassers durch den Präsidenten des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, Professor Walter Frank, der Öffentlichkeit übergeben worden. Das kennzeichnet wohl am besten, welche tiefe Bedeutung ihm beigemessen wird, plante doch der Verfasser nichts geringeres „als die reichsfeindliche oder reichsfremde neutrale Welt geistig aus den Angeln zu heben". Seine Untersuchungen wollen daher in erster Linie „den Schlüssel zu einer neuen Sicht auf den Zustand der gegenwärtigen germanischen Welt außerhalb des Reiches und der jüngst vergangenen Zeit des Zwischenreiches geben".

Am treffendsten könnte man dieses unfertige und in seinem Aufbau geradezu unplanmäßige Werk als einen „Streifzug durch die Kulturgeschichte" oder „eine Sammlung glänzender Essays" bezeichnen. In diesem Rahmen setzt sich der Verfasser u. a. mit dem geistigen Wirken eines Nietzsche, George, Klages, der Theologie eines Kierkegaard, den Romanen und Dichtungen von Thomas Mann, Ibsen, Strindberg, Selma Lagerlöf und Sigrid Undset, sowie mit dem Kulturhistoriker Jakob Burckhardt auseinander, um hier nur das Wesentlichste herauszugreifen. Wenn auch seine Wertungen mitunter eine schroffe Einseitigkeit verraten, die offenen Widerspruch herausfordert, so zieht doch die Eigenart und Tiefgründigkeit der Kritik immer wieder in ihren Bann. Im Mittelpunkt aller Betrachtungen steht die große Frage, warum das Dritte Reich der Deutschen, wie einst das Bismarckreich, gerade in den neutralen germanischen Randstaaten auf solch grenzenloses Unverständnis stößt.

Tracht und Schmuck im nordischen Raum, 2. Bd. Tracht und Schmuck der Germanen in Geschichte und Gegenwart, bearbeitet von Otto Thiele. Verlag E. Kabitzsch, Leipzig 1938. 211 S. mit 261 Abb. Kart. 15,60 RM.

Als Ergebnis des 2. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses in Lübeck 1937 werden in einer Reihe von Aufsätzen in diesem Buche germanische Trachten aus alter und neuer Zeit dem Leser vorgeführt und durch ausgezeichnete Abbildungen veranschaulicht. Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, auf die einzelnen Arbeiten einzugehen. Wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, nur einige wenige grundlegende Gedankengänge zu streifen. Unter ihnen ist uns die Feststellung am wichtigsten, wie Schier in einem einleitenden Aufsatz ausführt, daß es der neueren Volkskunde gelungen ist, die Beständigkeit der Volkstrachten, sei es im ganzen, oder auch nur in Einzelheiten, aus vorgeschichtlicher Zeit her zu beweisen. Ihre gestaltenden Kräfte sind wie alle Kulturerscheinungen rassisch bedingt (Strobel). Einzelheiten lassen sich auf alte Sinnbilder (Lehmann) oder Glaubensvorstellungen (Plaßmann) zurückführen. Auf diese Weise wird auch die Volkskunde zu einer Grundlage unserer Weltanschauung und manches Rätselraten über Entstehung der Trachten ist zu einer glücklichen Lösung gekommen.

Werner Stief, Heidnische Sinnbilder an christlichen Kirchen und auf Werken der Volkskunst. Deutsches Ahnenerbe, Reihe C: Volkstümliche Schriften. v. Hase & Köhler Verlag, Leipzig 1939. 303 S. u. 242 Abb. Leinw. RM. 8,75.

Neben der stofflichen Kultur unserer Ahnen ist uns die Erfassung ihrer geistigen Kulturhöhe mindestens gleichbedeutend. Zu ihr gehört auch das gesamte Glaubensgut. Es gibt wohl heute kaum noch jemand, der daran zweifelt, daß ein großer Bestandteil desselben in den Werken der frühchristlichen Zeit aufgegangen ist, teils im Brauchtum, teils in baulichen und bildlichen Erscheinungen. Schwieriger steht es mit der Klärung der Frage der Bedeutung solcher Zeichen in alter Zeit. Nur die Fülle des Stoffes kann hier zu eindeutigen Antworten führen, und in diesem Sinne ist auch die Arbeit Stiefs durchaus als eine Bereicherung zu begrüßen.

Erwin Schirmer, Die deutsche Irdenware des 11. bis 15. Jahrhunderts im engeren Mitteldeutschland. Irmin, Vorgesch. Jahrbuch des German. Museums in Jena. Herausgegeben von Professor Dr. G. Neumann, Jena. 154 S., 27 Tafeln und 5 Karten. 8,50 RM.

Das Buch stellt den ersten Band einer neuen Schriftenreihe dar, die vom Jenaer Germanischen Museum für Mitteldeutschland herausgebracht worden ist. Wenn nun der erste Band einem bisher leider stark vernachlässigten Stoff gewidmet ist, so liegt darin ein besonderes Verdienst. Schirmer behandelt die vorhandenen Töpfereiformen und legt ihre Zeitstellung, ihre Herleitung, Beziehungen zu anderen Gruppen und ihren Ausklang fest. Darüber hinaus gewinnt die Arbeit auch kulturpolitisch durch die Feststellung an Wert, daß die Slawen westlich der Saalelinie niemals irgendeine nennenswerte Bedeutung besessen haben. Die Behandlung der Irdenware jenes Zeitabschnittes wird auch für die Erforschung der mittelalterlichen Wiederbesiedlung der Lande östlich der Elbe durch Deutsche von Bedeutung sein. So ist die Arbeit bestens zu begrüßen und dem Wunsche des Verfassers Nachdruck zu verleihen, daß seine Veröffentlichung weiteren Forschungen auf diesem Gebiet Anlaß geben möchte.

Uhtenwold, Hermann, Die Burgverfassung in der Vorgeschichte und Geschichte Schlesiens. Breslauer historische Forschungen. Herausgegeben von H. Aubin, G. Beyerhaus, J. Vogt. H. 10. Verlag Priebatsch, 1938. 169 S. nebst einigen Karten und Ortsregister. 7.— RM.

Der Verfasser setzt sich zunächst mit der Bedeutung des Begriffes Burg auseinander, gibt einen Überblick über die Geschichte der Forschung und umreißt sodann die Burgenzeitalter Schlesiens, die im wesentlichen drei Zeiträume umfassen: die jüngere Urgermanenzeit, die frühgeschichtliche Zeit und das deutsche Mittelalter. Während letzteres zwar zahlenmäßig die meisten Burgen aufzuweisen hat, kommt jedoch den Burgen aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit größere Bedeutung zu. Der Zweck der Burganlagen wechselte zwischen reinen Wehr- und Wohnanlagen (solche waren auch die mittelalterlichen Burgen) und Verwaltungsmittelpunkten. Letztere waren Burgen nur in der Frühzeit, sowohl bei den Nordillyrern wie auch bei den Slawen (Kastellaneien). Durch die letzte Eigenschaft kommt den vor- und frühgeschichtlichen Burgen verfassungsgeschichtliche Bedeutung zu. Die Arbeit ist sorgfältig unter Ausnutzung aller bodenkundlichen Quellen durchgeführt und liefert einen wertvollen Beitrag zur Erforschung vor- und frühgeschichtlicher Wehranlagen.

Joh. Haller, Der Eintritt der Germanen in die Geschichte. Slg. Göschen Nr. 1117. Verlag de Gruyter, Berlin 1939. 119 S. und 6 Karten. RM. 1,62.

Wenn ein Verlag eine volkstümliche Ausgabe über vor- und frühgeschichtliche Dinge herausbringen will, so sollten nur beste Kenner des Stoffes mit einer derartigen Arbeit betraut werden. Bei dem vorliegenden Heft ist diese selbstverständliche Forderung leider nicht erfüllt. Die gesamte Darstellung läßt sich vielmehr trotz eines schwungvollen Schlußsatzes unter den Leitspruch stellen: man merkt die Absicht . . . So weiß das erste Kapitel, das von der Herkunft der Germanen spricht, nur zu berichten, daß sie „ein Reitervolk aus dem Osten, vielleicht aus den Steppen Asiens" seien! Die germanischen Stammverbände der Ingwäonen, Istwäonen, Irminonen hätten in der Geschichte nichts zu bedeuten! Die Landnahme der Angeln, Sachsen, Wikinge in den folgenden Abschnitten wird als Räubertum abgetan. Nur wenige Abschnitte wissen germanisches Schaffen zu würdigen. Wenn wir freilich sehen, daß der Verfasser sich u. a. auf den sattsam bekannten Vertreter der Kulturkreislehre P. Koppers, Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte, stützt, dann wird seine Einstellung auch vom weltanschaulichen Gesichtspunkte klar. Eine solche Arbeit sollte heute nicht mehr auf dem Büchermarkt erscheinen.

Adolf Helbok, Die Ortsnamen im Deutschen, siedlungs- und kulturgeschichtlich betrachtet. Slg. Göschen, Nr. 573. 126 S. und mehreren Karten. Verlag de Gruyter, Berlin 1939. RM. 1,62.

Der durch eine Reihe von Arbeiten geschichtlicher und siedlungsgeschichtlicher Art bekannte Forscher behandelt hier die deutschen Ortsnamen auf Grund der siedlungs- und kulturgeschichtlichen Vorgänge. H. geht von der Benennungsmethode der Ortschaften in vorgeschichtlichen Zeiten aus und unterscheidet die Namenformen nach Grund- und Bestimmungsworten, Verkümmerungsformen, würdigt die Wanderung der Ortsnamen und endet mit einem kurzen Abschnitt über vordeutsche Namen. In diesem letzten Kapitel ist uns die Feststellung wichtig, daß nicht unbedingt jeder vordeutsche Name einer Siedlung nun auch beweisen müsse, daß hier nichtdeutsche Ortsgründungen vorliegen, da oftmals fremde oder gar noch indogermanische Flurnamen von deutschen Siedlern übernommen und auf ihre Ortsgründung übertragen worden sind. Da die Arbeit im wesentlichen Material bietet, würde es zu weit gehen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Hellboks Arbeit kann als ein wertvoller Beitrag zur vor- und frühgeschichtlichen Siedlungs- und Kulturforschung angesehen werden.

Amtliche Mitteilungen

Jahrestagung der Ostdeutschen Arbeitsgemeinschaft des Reichsbundes

Die Jahrestagung der Ostdeutschen Arbeitsgemeinschaft findet vom 24.—26. Juni in Aussig, Sudetengau, statt. Leitthema der Vorträge und der Kundgebung: Die germanischen Grundlagen Böhmens und Mährens. Die Jahrestagung ist verbunden mit der 1. Gautagung für Vorgeschichte des NS.-Lehrerbundes im Sudetengau.

Die Einladungen werden am 8. Juni ausgegeben.

Germanen-Erbe, Heft 6, 1939 enthält Aufnahmen von: Dr. E. Beninger, Wien (Titelbild); A. Hachmeister, Rinteln (S. 171); Dr. A. Karpinska, Posen (S. 173, 175, 178); Regierungsrat Dr. Fr. Morton, Hallstatt (S. 164—169); Dr. Misch Orend, Hermannstadt (S. 183—185); Hans Retzlaff, Berlin (S. 161); Pommersches Landesmuseum, Stettin (S. 179)

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 5500 I. Vj. 1939 (Pl. 1). Printed in Germany.